

23

*Atelierhefte*

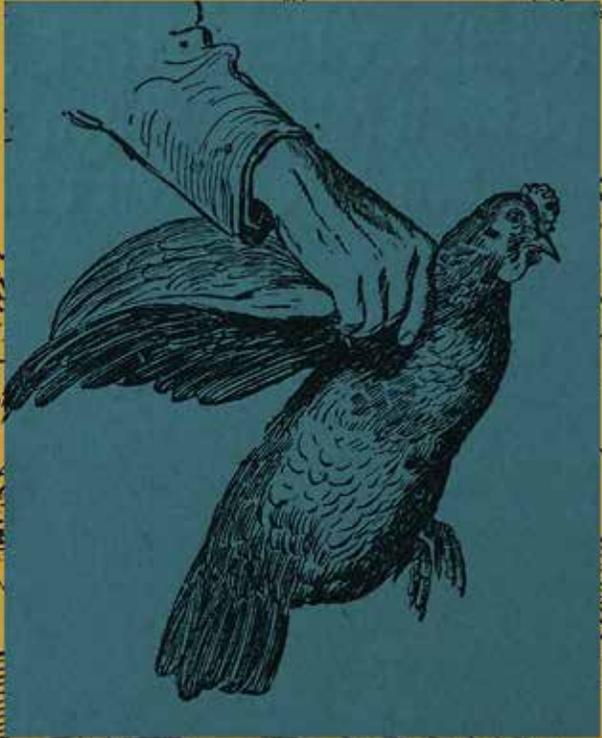
*Walter Brusius*



Die Pfeife aus Meerschaum

*mit Zeichnungen von Fred Lex*

Walter Brusius



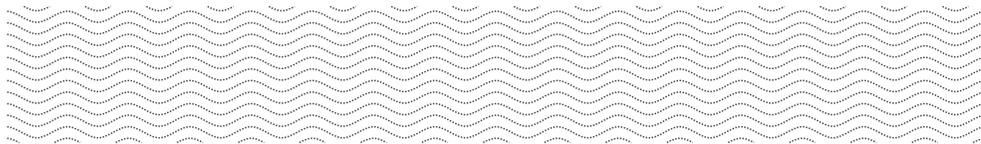
Die  
aus  
Weerschaum  
feife

Mit Zeichnungen von

Fred Lex

# INHALT

DAS TÜTCHEN MIT DEM SAMEN	07
DAS UFER DER ZEIT	09
DER BERG	12
DER SCHÜTZE	18
DIE TIERFÄNGER	20
LAVALLES NEUBAU	29
POHL VERLÄSST DIE STADT	34
DER STEIN	38
DIE PFEIFE AUS MEERSCHAUM	48
ZUSATZGESCHICHTE	59



Auflage 200 Exemplare  
Bad Kreuznach, im August 2016

# Das Tütchen MIT DEM Samen

---

Was für ein heißer Tag, das Glas in der Hand stand der Mann auf der Veranda.

Eben war er vor dem Haus gewesen, auf der anderen Seite, in der Nacht wurde das Haus des Nachbarn, die Seite zur Straße hin, mit Farbe beschmiert.

Ja, ein heißer Tag; diese Wärme, wo kommt sie nur her?

Aufgewacht war er, im Wohnzimmer auf der Couch, weil es so heiß war.

Er sah auf die Uhr.

Dann sah er auf das Glas mit dem Getränk. Das Getränk kam aus einer anderen Welt.

Und das Getränk, es ist in Bewegung, es steht nicht still.

Jetzt kriecht das Getränk die Wand des Glases hoch, ganz von selbst, jetzt kommt es nah bis zum Rand.

Ein paar Mal, ein paar Mal schwenkte er, den Blick in den Garten, das Grün vor den Augen, das ganze Bild des Gartens.

Nackt und man hat Wünsche, das ist in

Ordnung so, die Hitze, gut.

Nackt und eine Blume und ein Blatt am Baum.

„Kommt her, Blätter, kleidet mich ein“, hört man eine Stimme. Da – bei den Lilien stand eine Frau, auch sie hielt ein Glas, und die Blätter lösten sich eben dort vom Baum und kleideten sie ein; sie gingen zur Frau und machten ihr ein schönes Kleid.

Über die Haut.

„Es waren mein Söhne, sie haben das Haus des Nachbarn letzte Nacht mit der Farbe beschmiert“, sagte die Frau.

Sie war zur Veranda gekommen. Stühle standen hier.

Er legte den Kopf zurück. Auf diese Art floss das Getränk besser vom Mund in den Hals.

Und so weiter.

„Wie alt ist Ihr Sohn?“, fragte er.

„Fünfzehn“, sagte sie.

„Und die andern?“

„Fünfzehn, sie sind alle fünfzehn“, sie

zupfte ein Blatt aus den Blättern.

Auf der Veranda.

Das Grün, das Grün, im Schatten war es lebendig.

Eine Minute und noch eine.

Noch immer war es sehr heiß. Die Jalousien, herabgelassen, teilten das Licht zu schmalen Streifen.

Jetzt war sie drinnen und lag auf der Couch. – Er war ihr gefolgt. – Er sah, wie sie auf der Couch lag.

Er sagte: „Ich hatte vor, die Bohnen zu brechen, aber Sie sehen selbst, es ist zu heiß.“

„Sie lieben Ihren Garten, die Bohnen?

Warten Sie doch bis zum Abend bis meine Söhne kommen, die werden helfen.“

Draußen fuhr eine Streife vorbei, eine Polizeistreife.

Aus dem Fenster, wieder vor zur Straße, die Streife hielt vor dem Nachbarhaus, zwei Beamte stiegen aus.

Als er sich umdrehte, sah zur Couch, sah er, dass sie eingeschlafen war.

Ihr Kleid begann schon zu welken.

Am Abend, als ihre Söhne kamen, fanden sie ihre Mutter ohne das Kleid auf dem Sofa.

„Wir haben den ganzen Tag Bohnen gebrochen, davon ist sie müd geworden

und sie ist auf der Couch eingeschlafen, so gegen fünf hat sie sich hingelegt“, erklärte der Mann.

„Hören Sie, wir haben das Polizeiauto gesehen, in der Straße, das hat uns Angst gemacht, wir haben uns nicht her getraut, sonst wären wir wohl früher da gewesen, wegen der Bohnen, wir hätten geholfen wegen der Bohnen.“

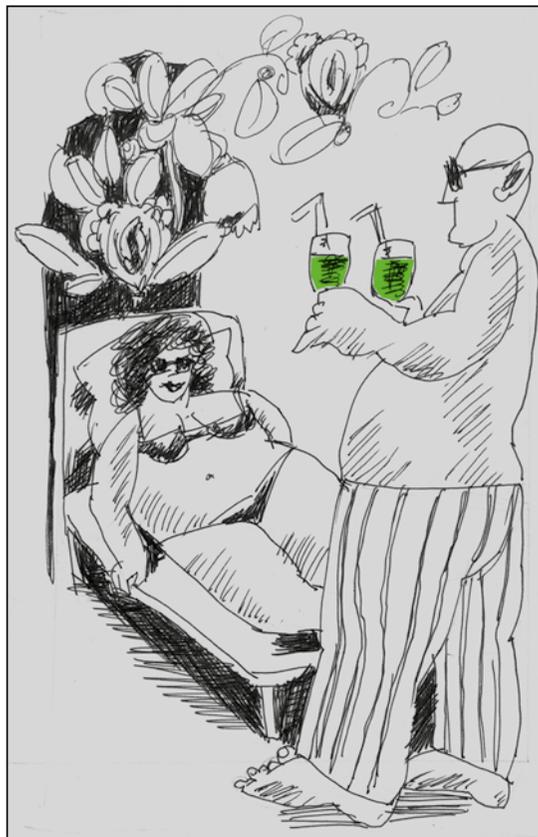
Fünfzehn mal. Fünfzehn mal das Gleiche.

„Vox Angelica, die Stimme der Engel, das ist die Bohnensorte“, sagte der Mann.

Er hielt nun die Tüte in der Hand, das kleine Tütchen von damals, geheimnisvoll, in dem die Samen gewesen sind, vor ein paar Tagen noch.

Er saß neben der Couch. Auf einem gesonderten Platz.

Alles im Leben konzentriert sich auf einen Punkt, auf einen.



# Das Ufer der Zeit

Gestern war der Mann noch im Bergwerk gewesen, mit dem Hammer hatte er gearbeitet, in den letzten Wochen sogar wie ein Wilder, den Stollen weiter vorangetrieben, und dann war er durchgebrochen, mit dem Stollen plötzlich ins Freie gestoßen. Die Wand des Berges war durchstoßen, plötzlich stand er im Licht.

Vor ihm war Wald und ein Hotel, zwischen den lichten, hohen Bäumen sah er das Hotel.

Er ging und unter seinen Füßen war Moos, Moos mit kleinen, weißen Blüten. Und die Luft roch hier nach Harz.

Weich war das Moos unter den Füßen, weich wie Polster.

Schwarz, verschwitzt, schwarz vom Kohlenstaub, müde kam er aus dem Kohlenbergwerk, mit dem Stollen hat er die Wand des Bergs durchstoßen.

Kohle hatte er ein paar Stück in der Tasche und auf der Schulter lag der schwere Presslufthammer.

Im Hotel war es still, eine Frau führte ihn nach oben.

Jetzt war der nächste Morgen, er saß am Frühstückstisch und die gleiche Frau, jung und hübsch, bediente ihn.

Gestern hatte er mit Kohle bezahlt und den Hammer abgestellt, die Hose abgelegt und oben ein Bad genommen, und die Frau war dageblieben.

Am Morgen sah er einen langen schwarzen Streifen im Bett.

Das war unangenehm. Jetzt aß er ein Brötchen.

Sie beugt sich herab, als sie ihn fragt, ob er noch mal Milch will.

Er saß da im Frotteemantel, der hatte im Bad gehangen.

„Sie kommen aus dem Berg, da ist ein Bergwerk? Wir haben es uns gedacht, schon seit ein paar Tagen haben wir es im Bergständigkrachen gehört“, sagte sie.

Sie hatten es krachen gehört.

„Das ist Orangenmarmelade, nicht wahr“,

sagte er.

Sie war mit dem Tablett da, oval, weiß war das und weiße Stühle und weiße Tische standen überall, mit weißen Tüchern bedeckt und das Morgenlicht kam durch eine große, offene Verandatür.

Dann war draußen der Bienenschwarm, der Schwarm flog ein paar Mal an der Fassade auf und ab, brummte und kam dann in das Zimmer des Bergmanns.

Als er ins Zimmer kam, saß der Schwarm über einer Lampe direkt über dem Bett.



Vorsichtig kam er ins Zimmer, eine Hand am Gürtelende des Bademantels.

Der Schwarm, obwohl in der Mitte eine Königin ist, war keine Einheit. Es war so, als wäre irgendwo etwas explodiert und die Bienen wären nichts weiter als der Nachhall einer Explosion, kleine Teile, kaputt, Abfall, ein Echo von irgendwo her geschleudert.

Er stand jetzt an der Tür, als sie noch einmal aufging. Das war nun der Hotelier.

„Bitte verlassen Sie das Zimmer. Ich kümmer mich um die Sache“, sagte der Hotelier.

Der Bergmann macht noch einmal eine Bewegung, die aber ins Leere führt.

„Gehen Sie nach unten, meine Tochter ist unten, es besteht keine Gefahr. Fräulein Julia ist unten“, sagte der Hotelier, erst sprach er von seiner Tochter, dann von einer Julia.

So nannte er sie

Wieder weich. Von der Veranda war der Bergmann in den Wald gegangen, zu den Bäumen, die kamen ja unmittelbar bis ans Haus.

Er ging auf den weichen Polstern. Erging nicht weit. Er saß unter einem Baum. Rückwärts an den Stamm gelehnt.

Er spürte die Müdigkeit, die Wärme im Wald und schlief ein.

Vom Baum tropfte das Harz und umhüllte ihn.

In fünf Millionen Jahren wird ein Ufo landen, Leute werden aussteigen, und nichts mehr finden, alles ist weg, außer einem Klumpen Harz, vielleicht werden sie den Klumpen Harz am Ufer eines Meeres finden, einen Klumpen Harz, in dem ein Bergmann sitzt.



# DER BERG

Der Mann stand auf dem Berg und die Frau rief etwas vom Tal herauf.

Der Mann sah sie unten an der Straße.

Im Bauch der Frau war noch ein anderer Mann, er griff nach dem Herz der Frau und drückte es zusammen.

April war es und die Bäume ganz grün, unten an der Straße standen sie, eine lange Reihe.

Der Berg war kahl.

Aber der Frühling wird auch hier heraufkommen und den Berg, das Gras dort, auch ganz grün machen.

Das Frühjahr war ein Riese aus grün-gelbem Glas.

Und ein anderer Mann, ebenfalls sehr groß, ging von Baum zu Baum, öffnete dort neugierig jede Blüte.

Ganz so als wäre die Erde voll Blut, färbte sich der Berg rot. – Wind, Wolken, Blüten, Fleisch und Flieder, das alles, das ist alles eine, ist seine Familie.

Jetzt ein Auto unten auf der Straße,

zwei Männer und eine Frau sitzen darin.

Es war April.

Wenig später fahren sie über die Brücke auf die andere Seite vom Tal.

Das Wasser hat die gleiche Farbe wie der Himmel.

Der Mann sah auf, aus dem Fenster, sah das Auto kommen und halten, drei Leute stiegen aus.

Da war das Hotel.

„Ist es an mir? Soll ich ihnen als Mann oder als Frau erscheinen, hab ich die Wahl?“, dachte der Mann.

Sie kamen auf das Hotel zu, und die zwei Männer und die Frau waren gleich oben auf den Zimmern; er hatte noch mal einen Koffer geholt.

Und die Treppe hoch nach oben nachgebracht.

Das Abendbrot, wieder unten, an einem Tisch hinter Fenstern, „ich esse für zwei“, sagte die Frau. – Und der Hotelier nickte freundlich.

Als Mann war er erschienen, als Mann stand er da.

„Sind Sie gut hergekommen?“, fragte er.

„Ja, die Fahrt durch das Tal war sehr schön“, lächelte sie.

„Jedes Jahr erwacht die Natur neu“, sagte er.

Er sagte das und sah dabei aus dem Fenster, er sah auf den Tisch, sah auf sie und auch aus dem Fenster.

An seinem Hals wuchs eine dicke Ader aus der Haut.

Treppauf, treppab, die Natur ist wirklich schön.

Er warf einen etwas spöttischen Blick auf sie.

„Haben Sie weiches Wasser?“, war ihre Frage.

Das Gehirn und das Herz waren mit Fäden miteinander verbunden. Mit groben Stichen die zwei zusammen festgemacht.

Als sie aus dem Fenster sah, wieder ganz oben, auf dem Zimmer, das Zimmer Nummer acht, drückte ihr der Wind das Haar fest an den Kopf und das Profil trat ganz deutlich in Erscheinung. Sie war schön.

Dann fiel sie auf das Bett und vor Erschöpfung war sie so gut wie tot.

Aus der Küche kam ein Brummen, ein Tier dort war noch lebendig, noch nicht tot, es brummte noch.

In einigen anderen Zimmern war es hell. Man sah das von außen, wenn man zum Haus schaut, man sah in die Zimmer

hinein und sah die Leute darin.

Das Tal verbreiterte sich an dieser Stelle und der Weg über die Brücke ging direkt auf das Hotel zu, es war die Nacht, in der man die Nachtigall zum ersten Mal hört.

Horch, die erste Nacht, das erste Mal.

„Was hast du denn in den Koffern?“

„Lass doch das Fenster offen, da draußen singt eine Nachtigall.“

„Mir ist kalt.“

„Gut, dann mach das Fenster wieder zu.“

Spöttisch, alles war spöttisch in diesem Haus, die Laune des Hoteliers übertrug sich maßlos auf die Gäste.

Luis, der Hotelier stand in einer kurzen Weste vorm Haus.



Mit einem kleinen Stab leitet er den Gesang der Nachtigall.

Die Nachtigall, um Mitternacht trank sie aus seinem Herz, trank das warme, weiche Blut.

Jetzt ging seine Hand über seinen Kopf.

Luis, auch seinen Kopf konnte man mieten, als ein perfekter Hotelier war auch dort Platz für die ehrenvollen Gäste, ein paar wundersame Betten standen darin, das Zimmer war rund und hat vorn raus zwei schöne Fenster.



An den Händen einen Geruch nach Desinfektionsmittel.

Eine Erle am Bach streckte die Wurzeln aus. Die Wurzeln waren rot und fein, wie Adern kamen sie aus dem Holz und gingen als Fächer in das kalte, rasch fließende Wasser.

Dunkel war die Nacht, aber jetzt ging der Mond auf, er machte alles hell, nur unter der Brücke war, blieb es dunkel.

Die Weste hatte Luis aus Kopenhagen.

„Ich hab keine Zeit für eine Unterhaltung, ich bin mit der Erle beschäftigt, wenn Sie eine Unterhaltung wollen, gehen Sie doch zur Brücke, der ist immer langweilig“, sagte das Wasser.

Das Wasser hörte man im Graben.

Jetzt kam der Koffer aus dem Haus.

Er kam vor das Haus.

Er sagt zu Luis: „Man hat mich ausgepackt, jetzt will ich die Nachtigall hören“, sagt er.

Der Hotelier stand da, hatte die Brust schon frei gemacht, und jetzt kam die Nachtigall, der Vogel, der durchstieß die Haut, den Muskel mit dem Schnabel und trank das warme, weiche Blut.

Entzückt war das Gesicht, sah man hier im Gesicht das Gefühl, das ihn überwältigt, ein wunderbares Gefühl, doch fragte der Koffer: „Wie geht es Ihnen, wie ist es, jetzt trinkt der Vogel Ihr Blut?“

„Wie geht es Ihnen, man macht Sie auf, man macht Sie zu, wenn man Sie einräumt, wenn man Sie ausräumt, wie ist Ihnen denn dann zu Mut?“

Vorm Hotel, im Mondlicht.

Und oben, ein Mann kam ins Zimmer der Frau.

Sie lag dort auf dem Bett.

„Du hast dich hingelegt? Kannst du nicht schlafen, du solltest schlafen, morgen früh brechen wir ganz früh auf“, sagte er.

„Ich weiß es nicht, ich fühl mich grad so, als wär ich für immer angekommen, ich will gar nicht hier weg.“

Der Mann sah finster aus, ‚nicht mehr weg‘, was sie da sagt, das durchkreuzt ja seine Pläne!

Am Morgen wundern sich die Gäste, warum man sie nicht weckt; auch der Frühstücksraum, dort ist gar nichts angerichtet.

Alles ist leer, gar nichts angerichtet.

Endlich sagt die Frau: „Das ist Luis, er ist weg mit unserem ganzen Gepäck, auch das Auto ist nicht da, er hat alles mitgenommen, er ist weg.“

„Er ist weg, hast du was mit der Sache zu tun?“, sagt einer der Männer.

Er sieht sich auch um, er sieht die Wahrheit, es ist so, wie die Frau sagt, Luis ist weg, das kommt ihm komisch vor, das macht ihn misstrauisch.

„Kennen Sie Spoon?“

„Ich kann von dem hier zu Spoon keine Verbindung herstellen. Ich kenne einen Spoon, aber einen in Kopenhagen.“

„Spoon, Spoon führte das Hotel hier, bevor Luis es übernahm.“

Die Frau war wieder nach oben gegangen, hatte sich auf das Bett gelegt, nachdem sie in der Küche ein Brötchen gefunden und belegt hat.

Das Brötchen hat sie belegt und mit nach oben genommen.

Das Fenster war offen, draußen war der Morgennebel.

Aber die Landschaft, die Bäume am Bach, den Hang gegenüber, das sah man schon im Nebel.

Nun sah man Spoon, in einen sehr gu-

ten Anzug gekleidet, in einer Straße in Kopenhagen, in der Mitte, er betrat ein Haus, das ebenfalls nach sehr viel Geld aussah.

Der Mond rutschte durch eine lange Röhre.

Zwischen zwei Enden war eine Röhre gespannt.

Von oben kam Spoon eine Person entgegen.



Spoon war unten, eine Hand in der Hosentasche, die andere hing frei.

Er ganz lässig, so ging er auf die Treppe zu.

„He, Spoon, schön, Sie zu sehen!“

„Es ist Zufall, ich bin grad in der Nähe“, sagte Spoon, von oben kam ihm jemand entgegen.

„Wie sich die Stadt verändert hat“, sagte er, lässig, lief nach oben.

Er lief die Treppe hoch, einer langer, gekachelter Raum, in dem eine Treppe ist.

Spoon lief in den ersten Stock hoch.

Rot war die vorherrschende Farbe.

„Ja, die Stadt hat sich sehr verändert, aber hier, in diesem Zimmer ist alles noch so, wie es war, hier hat sich gar nichts geändert“, sagt er.

Das Auto, das Luis gestohlen hatte, fand man ein paar Tage später an einer Landstraße.

Zurück, nach diesem seltsamen Frühstück schlief die Frau wieder ein, im Traum sah sie Spoon, sie hatte ihn ja nur einmal in ihrem Leben gesehen, da stand er in seinem teuren Anzug, eine Hand in der Hosentasche, die andere hing frei.

Spoon machte mit der Hand ein verabredetes Zeichen; Spoon war mit der halben Welt bekannt, und für jeden machte er ein verabredetes Zeichen.

Gegen Mittag wurde die Frau von zwei Männern geweckt, erschrocken riss sie die Augen auf.

Spoon war blond, in längen Strähnen lag das Haar auf dem Kopf.

Das Licht, als lange Fäden war es in seinen guten Anzug gewebt.

Sich immer an der Wand haltend ging Spoon die Treppe hoch.

Er zog das Auto aus der Tasche und stellte es an der Landstraße ab; der Platz war mit Sorgfalt gewählt, im Lauf von vielen Jahren.

Da war jetzt der Mann mit dem Glasauge, er ist der Kommissar, das Auge aus grünem Glas, Werner heißt er, und Spoon fragte, auf das Auto zeigend: „Was halten Sie von der Sache?“

„Spoon und Luis, man wird Sie jetzt nicht mehr verwechseln, dafür hab ich Sorge getragen, daran war ich auch etwas beteiligt“, sagte der Kommissar; er lächelte, zumindest halbwegs, er schlug den Kragen hoch, er drehte sich, stand mit dem Rücken zur Landschaft, im Tal.

Das Grün seiner Augen war gefälscht.

Eine Fälschung, die man dem Kommissar verzieh.

Wenn es um Gefühle geht, kommt Freude an erster Stelle; alles andre kommt weiter hinten.

Nur die Freude weiß man zu nennen, alle andren Gefühle haben im Augenblick gar keinen Namen.

Um elf hatte der Kommissar den Anruf erhalten, er war gleich zum Hotel gefahren. Dort erwarteten ihn zwei Männer.

Der Tag war seltsam.

Okay, das Kind war im Bauch. Es führte einen schweren Kampf. Auf keinen Fall wollte es der Mutter ähnlich sehen, noch weniger wollte es dem Vater gleichen, würde es aussehen wie der Kommissar?

Werner war auch blond, er stand an der Landstraße.

Er stand nun schon da mehr als zehn Minuten.

Einer der hilft, den Vögeln die Flügel zu falten; auch ein Beruf.

„Ich fessel dich mit meinem Atem, mit meinem Atem leg ich dir die Fesseln an.“

„Schiebt das Auto mehr nach unten, schiebt es den Hang runter, ganz unten ins Gebüsch“, rief Werner, etwas weiter stand das Auto, mit dem er mit zwei Polizisten gekommen war, diese zwei waren uniformiert, jetzt schoben sie das unerlaubt abgestellte Auto den Hang hinab, noch weiter nach unten.

Danach kamen die zwei Uniformierten den Hang hoch.

„Sie sollten jetzt ins Hotel fahren, Kommissar, Sie hatten versprochen um elf da zu sein.“

„Ich weiß. Ich geh den Rest zu Fuß, müht euch nicht um mich, es ist vollkommen ausreichend, wenn ich um zwei dort bin“, sagte er.

Etwas weiter, früher stand hier mal ein Schild, Kopenhagen 555 Kilometer stand drauf. – Das Schild gab es schon seit vielen Jahren nicht mehr.

Eine schwarze Hand in ein weißes Tuch gewickelt.

Am Morgen ist es umgekehrt, als man die Hand auswickelt, über Nacht ist sie weiß geworden und das Tuch drum rum, das Tuch ist ganz schwarz geworden.

Es war halb drei, als der Kommissar endlich im Hotel erschien.

Zwei Männer empfingen ihn unten, standen auf der Treppe, sie hatten auf ihn gewartet.

Die Spannung war groß, sehr groß.

Was wird Werner sagen?

Was wird ihn im Haus erwarten?

Er stand auf der Treppe, er sah eine weiße Hand, die ein schwarzes Tuch faltet.

Die vierzehn Tage waren vorbei, jetzt war der Frühling auch auf den Berg hochgekommen, auch hier war jetzt alles am Blühen; das Kind war auch zur Welt gekommen, da lag es im Gras, es spielte; und der Wunsch der Mutter war auch erfüllt.

„Schau nur, ganz grüne Augen hat es, genau wie ich es will“, sagte sie.



„Du hättest das Kind in Kopenhagen zur Welt bringen sollen“, sagte er.

„Bis Kopenhagen, das hätte ich nicht mehr geschafft, das ist viel zu weit“, sagt sie.

# DER SCHÜTZE

Meier saß am Tisch, hatte etwas im Mund, etwas, das er vorgehabt hatte zu essen, dann sah er aus dem Fenster, er war ins Denken gekommen, vergaß das im Mund.



Meier war ein berühmter Mann, jeden Tag kann jemand kommen, der bringt ihn um.

Jetzt folgt er mit den Augen einem Vogel, der Vogel, dessen Anblick er immer noch vor Augen hat, als der schon längst über den Baumgipfeln verschwunden ist.

Meier rührt in einer Schüssel im Zucker.

Hält den Löffel. – Als er dann auch den ganzen Oberkörper bewegt, knackt der Stuhl unter ihm.

Er weiß, die Gedanken sind nur ein Echo.

Ein Echo zu was?

Ein Echo, wo ist das Original?

Der Hof ist unter dem Fenster. Eine Seite des Hofes ist im Schatten. Im Licht auf der andren Seite ist ein Mann, er wärmt sich in der Sonne.

Meier am Tisch betrachtet den Zucker wie einen eben gemachten Fund, nach dem er schon seit Jahrhunderten auf der Suche gewesen ist.

Er ist aufgestanden, er steht am Fenster. Unten sieht er den Mann.

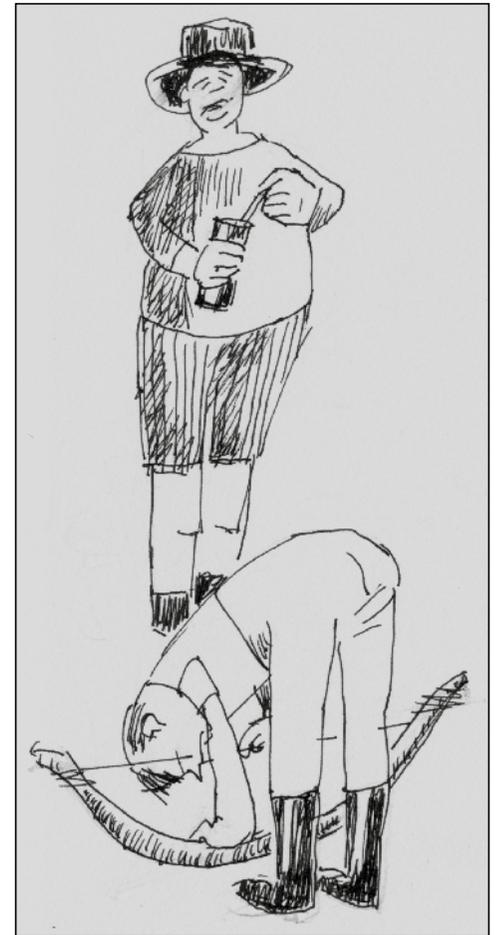
Der ist jetzt gebückt, der bückt sich, spannt eine Armbrust.

Die Spitze der Waffe ist zwischen die Füße geklemmt, jetzt bückt er sich, spannt die Sehne, zieht die Sehne hoch.

Der Rücken des Mannes ist im Licht. Der Rücken ist ganz tief gebeugt.

Meier ist ein berühmter Mann.

Meier sieht den da unten, und er überlegt – er fühlt sich in diesem Moment sehr geehrt – fast angebetet – was ist das für eine Verbeugung, die der da unten im Hof vor ihm macht?



# Die Tierfänger

Wolkenlos war die Nacht, der Himmel voller Sterne, ganz deutlich sah man das Flimmern oben.

Doktor Werner war über die Treppe herabgekommen, eben, unten im Flur stand das Futter für die Katze.

Werners Name stand auch auf dem Napf der Katze, Werner, irgend jemand hatte das vor einiger Zeit mal drauf geschrieben, „um mich zu ärgern“, sagte Werner.

Es war Mitternacht, Doktor Werner hatte schlecht geschlafen, so war er aufgestanden, aus dem Bett.

Pulitzer war mit Franklin unterwegs, Werner hatte oben das Fenster aufgemacht, hatte einen Blick zum Nachthimmel geworfen, jetzt, als er das Zimmer unten betrat, waren seine Gedanken immer noch bei Pulitzer und Franklin.

„Die Nacht, sie schlägt an mich, so als ob sie mich ständig mit schwarzen Flügeln berührt!“, sagte er.

Das Licht war aufgeflammt! – Doktor Werner sah sich um im Zimmer. – Das einzige Geräusch war das der Uhr. – Die Katze war nirgendwo zu sehen. Oft lag sie hier auf dem Sessel. Das Kissen dort mit dem Muster war voll mit ihren Haaren.

Werner stand mitten im Raum, betrachtete den leeren Sessel.

Flog etwas um ihn, etwas, das man nicht sah, das aber dennoch da war?

Werner sah die Katze springen, ihre Krallen in etwas schlagen, in etwas, das er, Werner, nicht sah.

Den Atem hielt er an.

Die Brust, in der Lunge wirbelte die Luft, ein großer Wirbel, ein großer Druck, aber Werner ließ ihn nicht raus.

Werners Brust war ein Hohlraum, ein großer Hohlraum, in dem die Katze wohnt. Eine Art von gotischer Kathedrale war innen die Brust. Die Katze faucht und steht hier mitten in diesem Raum.

Rauschenbach, es war wie in der Turn-



stunde, plötzlich hob er den Ellenbogen, stieß ihn seinem Gegenüber mit aller Wucht ins Gesicht. Dann drehte Rauschenbach sich um, verließ den Raum.

Auf der Straße stand eine Säule aus Rauch.

Links, rechts.

Die Feuerwehr fuhr vorbei, auf dem Wagen fünf oder sechs Leute, alle die mit brandschwarzem Gesicht.

Oh Gott, das Feuer. Jetzt war es niedergebrannt, nur der Turnlehrer, Herr Wilhelm, ärgerlich nahm er noch den Becher der Katze, kippte das Wasser aus dem Trinknapf der Katze über die bereits erkaltete Asche.

Wilhelm wusch sich das Gesicht, er war

jetzt im gleichen Zimmer, in dem auch Werner saß, Doktor Werner.

„Ich schaute gerade auf die Uhr, es war Mitternacht, Doktor Wilhelm, jetzt sind schon drei Minuten vorbei.“

„Ich wurde auch wach, Ihre Katze, Herr Werner, ihre Katze saß auf meinem Gesicht.“

Es war so, Wilhelm hatte ein paar Minuten gebraucht, bis er begriff, was los war eben oben im Bett; die Katze hatte auf ihm gesessen, es war nicht so einfach gewesen; es war schon wieder passiert, das mit der Katze und die paar Minuten so, die waren sehr unangenehm gewesen, bis er begriff, was wieder geschah, und diese Minuten, die würde er bei Doktor Werner, an dessen Lebenszeit abziehen.

Das würde er. – Und das sagte er jetzt auch so.

Werner lachte, sein Oberkörper unter dem hellen Hemd bäumte sich auf, reckte sich in einer hässlichen Krümmung und das Lachen, dermaßen übertrieben, kollerte vom Sessel her ins Zimmer.

„Haben Sie etwas gehört von Pulitzer, Doktor Werner?“, fragte Wilhelm. Wieder drei Minuten. Im Zimmer. Noch immer glänzten auf Wilhelms Gesicht Wassertropfen, er hatte das Gesicht schon mehrfach mit dem Frotteetuch gerieben. Mehrfach und heftig. Zwischen Nase und Mund lag ebenso hässlich ein ganz dunkler, nachtblauer Schatten.

Werner hob den Kopf hoch zur Lampe. Ein altmodischer Kronleuchter an der

Decke war da oben.

Statt stillstehen könnte er sich drehen. – Gut. – Die Räume waren hoch, höher als allgemein üblich.

Gut. Drei Minuten, aus dem Flur drang Fressgeräusch, die Katze hatte das Futter gefunden. – Nahm das Nachtmahl ein.

Pulitzer, Pulitzer war auf einer Reise. In Begleitung von Franklin.

Werner saß im Sessel, seufzte jetzt, sich durch eine Stadt kämpfen, durch dunkle, gefährliche Straßen, durch den schrecklichen Verkehr, waren seine Gedanken. Vor sich sah er die Lichter der Großstadt. Schrecklich.

Pulitzer, Pulitzer war Restaurator. Immer roch er nach Staub, nach Leim. Manchmal auch nach Blattgold, manchmal haftete ihm auch der Geruch von Blattgold an.

Wilhelm hatte den Raum verlassen; hörbar war gewesen, Werner mit geschlossenen Augen, hörbar war gewesen das Quietschen seiner Sohlen auf dem Parkett.

Werner blieb zurück mit geschlossenen Augen.

Blinzelnd sah die Katze an der Wand hoch, oben auf dem Gerüst stand Pulitzer. „Was machen Sie da?“, fragte die Katze. „Werner sucht Sie. – Haben Sie da oben was Gotisches“, fragte sie.

Das Maul der Katze war mit Blattgold beschmiert. Auch das ganze Gesicht. Bis hoch zu den Ohren. – Und, und noch mehr Blattgold zu holen war Franklin unterwegs.

Franklin und Pulitzer.

Pulitzer hielt den Rekord im Restaurieren der Kathedralen, Pulitzer schaffte das in drei Minuten.

Franklin sprach mit Rauschenbach ein paar Worte auf der Straße, dann ging er zur Kathedrale zurück.

Das Kissen mit dem Muster.

Oben war Wilhelm, im Zimmer, er betrachtete sein Gesicht, die linke Hälfte davon, auf der linken Seite, da kam es ihm heute anders vor als sonst. „Ich bin am Altern, ich verändere mich“, sagte er.

Er war Turnlehrer?

„Die Kathedrale war total verdorben, überall sah man die Kratzspuren der Katze“, sagte Pulitzer. – Eben herabgekom-



men vom Restaurationsgerüst, sah er Franklin. Franklin war eben hereingekommen. Es war Mitternacht.

Die große Kirche, ausgerechnet an der tiefsten Stelle der Stadt steht sie.

Rechts in der Ecke stand ein kleiner Kessel mit einem Feuer.

„Franklin. Hallo, kommen Sie herein. Eben war die Katze hier. Sie hat alles zerkratzt.“

„Ich traf Buchholz, Rauschenbach hat ihm schon wieder den Ellenbogen ins Gesicht gestoßen, Buchholz sieht fürchterlich aus.“

„Hat er dir das Blattgold gegeben?“

„Ja, natürlich, aber er sagt, das ist die letzte Lieferung. Jetzt, jetzt kann er nicht mehr.“

Pulitzer stand im Gang, wischte die Hände an dem Kittel.

Er trug immer diesen Kittel.

Und der große Raum machte all die Geräusche doppelt.

„Die Stadt ist still, wie ausgestorben“, sagte Franklin.

„Menschen wie Rauschenbach haben die Stadt kaputt gemacht, mit ihrer Bösartigkeit“, sagte Pulitzer.

Er seufzte, sein Blick war schon wieder oben, oben im Gewölbe.

Das Kissen mit dem Muster, ein solches lag auch hier in der Kathedrale.

Ein Wort des Grußes, gesprochen in der nächtlichen, dunklen Stadt.

Groß oder klein, ist doch egal, die drei Minuten waren vorbei.

Sternengeflimmer; Wilhelm schloss das Fenster. Es juckte ihn im Gesicht. Er legte sich eine Binde über die Augen. Das



beruhigte ihn.

Nun fühlte er den Puls.

Diesen Rhythmus oberhalb der Hand. Er fühlte den gleichmäßige Schlag, was für ein beruhigender Anblick, dieser Doktor Wilhelm.

Und die Katze, die Katze sah zum ersten Mal in ihrem Leben die Vogelspinne. Die Vogelspinne sprang der Katze ins Gesicht und biss sich dort fest.

Es folgte ein heftiger Kampf.

Lange, braune Beine und Krallen. Riesengroß ein Insektenkörper. Bald war das Gesicht der Katze völlig entstellt.

Rauschenbachs Frau entstieg eben der Badewanne, ihr Fuß tastete nach der Matte auf dem Boden vor der Wanne.

Was für eine schöne Frau.



Vor wenigen Tagen hatte sie hier auch eine Vogelspinne im Bad erwischt, sie hatte mit dem Frotteetuch nach ihr geschlagen, sie eingewickelt, und als die Spinne gefangen im Tuch war, hatte sie ihr dann eins nach dem andern die Bei-

ne herausgerissen.

Eine andere Spinne gleicher Art saß nun im Aufzug des Hauses und eine ebensolche Spinne war der Katze eben ins Gesicht gesprungen.

Die Luft, die Luft mit einem Schlag aus der Lunge gepresst.

Mit anderen Worten, noch in gleicher Nacht, Pulitzer war eben im Begriff die Kathedrale zu verlassen, er hielt die Tüte mit dem Werkzeug, als eine Frau vor der Tür stand.

„Oh, Frau Rauschenbach, wie ist das möglich? Ich bin erstaunt, Sie hier zu sehen“, sagte er.

Sie stand ihm im Weg. Er wollte eben heraus. Es waren die großen Platten aus Stein, die vor der Kathedrale liegen.

Sie schien ihm nicht aus dem Weg zu gehen.

Pulitzer sah ihr Gesicht.

Noch standen sie voreinander.

Sie sagte: „Pulitzer, ich wollte Ihnen meine Schönheit leihen, vielleicht brauchen Sie sie für die Restaurierung der Kathedrale.“

„Was will sie von mir“, dachte Pulitzer, sie war neben ihm, er

ging neben ihr, er ging weg und seine Gedanken jetzt schufen noch einmal die Kathedrale, ein Gebäude, in dem die Frage war, was will sie von mir?

Schreien in der Nacht und der Schrei der verwundeten Katze.

Ein verstümmeltes Gesicht.

Das Frotteehandtuch.

Die ausgerissenen Beine der Vogelspinne.

Und noch etwas, etwas anderes, das, herausgerissen aus einer Wand, laut krachend nach unten fiel.

Was für eine Mühe, das Gebäude zu errichten. Jetzt kroch jemand die Außenwand hoch.

Eine Bewusstlosigkeit.

Dann ein Schlag mit der Hand aufs Maul, was den Schrei erstickt.

Noch immer war der Himmel wolkenlos und das Schwarz oben durchsät mit tausend kleinen, flimmernden Punkten.

Pulitzer ging neben der Frau: „Gut, dass Sie gekommen sind, ich möchte Ihnen die Stelle zeigen, wo ich vor ein paar Tagen den Wassermann sah.“

Er ging mit der Frau zu der betreffenden Stelle der Stadt, durch ein paar Gassen, eine Treppe führte jetzt nach unten. Nur der obere Teil der Treppe war erleuchtet, die unteren Stufen verloren sich im Dunkel und dort unten in einem Geräusch.

Sie saßen auf der Treppe, Pulitzer mit der Frau.– Er war überrascht. Seit Wochen war Pulitzer nicht mehr mit einer Frau zusammen gewesen.

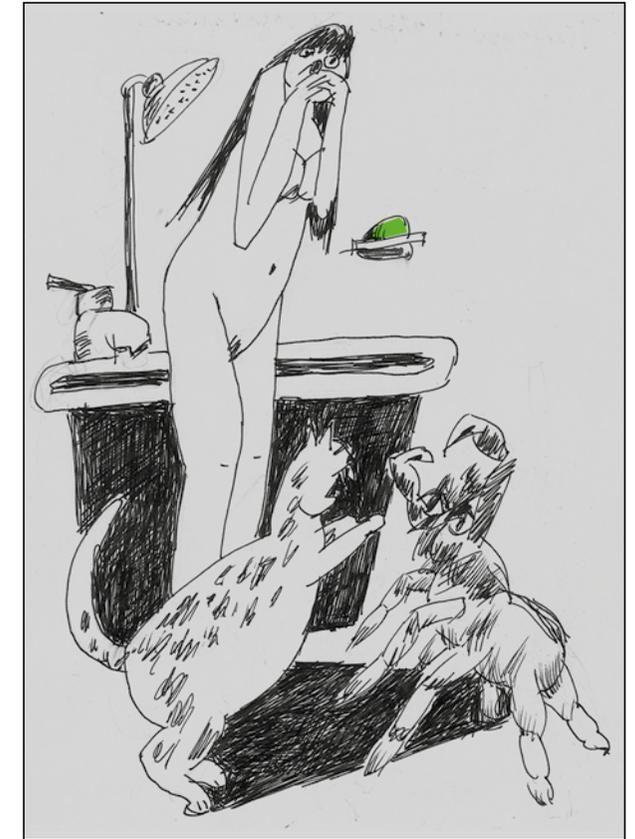
Jetzt kam es dazu.

„Ich möchte Ihnen noch etwas geben“, sagte sie. Eine Minute danach. Sie war

neben ihm, sie gab ihm ein kleines Päckchen. „Es sind die Beine der Vogelspinne“, sagte sie zu ihm.

Am Morgen sah man, dass die Treppe hinabführt zum Kanal. Hier floss das Wasser.

Wenig später erschien ein Mann, im Morgenmantel, er ging die Treppe hinab,



gleiche Treppe, auf der letzten Stufe unten reinigte er den Napf der Katze.

Die Stadt.

Abermals Bewegung in der Form von Sport und ein früh, früh erhitztes Gesicht.

Aus Stein waren die Häuser, doch manch-

mal durchbrach ein menschliches Körperteil die Wände, ragte für den Bruchteil einer Sekunde nach außen.

Luft. Morgenmantel. Doktor.

Am Kanal, an einem Rohr, es kam von oben an der Wand nach unten zum Wasser, dort hing das Gerippe eines Fisches, Papier und Tüten schwammen dort. Auch ein Stück Draht gab es und etwas weiter unten hing ein halber Kopf, nochmal ein Fisch.

Werner stand noch immer oben auf der Treppe.

Werner erzählte von Wilhelm, dessen Nacht unruhig gewesen war.

Der Morgen, und ein anderes Tier stülpte den Hals so weit vor, dass sein eigener Kopf darin verschwand.

Wilhelm lag noch oben, auf dem Bett. Aber das Fenster zu seiner Wohnung im ersten Stock war offen.

Ein Stück Draht ragte aus der Wand.

Wenn jemand eine Bewegung hat, der Wassermann frisst sie auf. Es gibt den Wassermann im Kanal.

Und Rubine. In der Kathedrale sind sie in die Wand gemauert. Vielleicht wird man sich in einem anderen Jahrhundert mal lustig machen über Gebäude dieser Art, Kathedralen. So ein großer Haufen von Material, Vorstellungen, Stein und vor ihr, auf einem großen Platz, liegen siebenundsiebzig Platten noch mal, jeweils in einem großen Quadrat.

Und andere Zeichen, Sterne oder andere in Linien, Formen, zu Kurven gebogen.

In einer Hand hielt Wilhelm die Augenbinde. Vielleicht hatte er die ganze Nacht so gelegen, den ausgestreckten Arm mit

der Hand die Binde gehalten.

Der Tod kam nicht geräuschlos, nein, er näherte sich mit viel Krach.

Die frühe Morgenstunde, ein Mann ging vor der Kathedrale auf und ab. Am Ende des Platzes stand ein anderer.

Eben ging die Sonne auf, das Licht brach durch eine schmale Gasse bis nach vorn auf den Platz.

Lange Strahlen von Licht.

Und Buchholz, nachdem er den Handel mit Blattgold aufgegeben, wandte er sich nun dem mit Rubinen zu. – In der Stadt, groß ist der Bedarf an Blattgold, groß ist der an Rubinen.

„Was sind das für Spitzen vorn auf deiner Brust“, sagte der Mann.

„Der gotische Rubin ist der beste, er ist röter, länglicher und sein Schliff viel besser“, sagte die Frau.

Der Morgenwind bauschte die Gardine.

Eine Vogelfeder schwamm im Kanal.

Das Bett, aufgesogen alle Kostbarkeiten der Nacht, alles da drin.

Werner rief den Namen der Katze, rief ihn laut ins Haus.

Die Treppe sah er hoch und dann unten, an das Ende des Flurs, und dann, als er keine Antwort erhielt, ging er bis dort.

Grün die Kacheln, spielten ein Ornament, Pflanzen. Pflanzen. Pflanzen.

„Die Kathedrale ist jetzt versenkbar; man drückt auf einen Knopf, dann versinkt sie in der Erde; der Platz ist dadurch jetzt viel größer.“

Das sagte Rauschenbach; man mag ihn nicht; mit seinem ekelhaft übertriebenem Gehabe stand er am Fenster und sprach die Worte vor sich.

So ein ekelhafter Mensch. – Will er der erste sein, der den Knopf bedient?

Siebenundsiebzig, das ist der Name der Katze, aber Werner steht auf dem Napf.

Wieder stieg die Frau aus dem Bett, wieder ging sie ins Bad.

Wilhelm ermahnte Werner, nicht so laut zu sein.

Er sagte: „Sie erschrecken die Katze, Ihre laute Stimme, sie erreichen genau das Gegenteil, das, was Sie wollen.“

Wilhelm kam die Treppe herab, die Hand glitt neben ihm auf dem Handlauf entlang.

Die Frau, wie zufrieden sie mit ihrem Körper war.

Der Schlag der großen Uhr, gemeint ist die der Kathedrale, der Morgen, die große Uhr, auch ihr Schlag weht als Metall durch die Stadt, verwandelte sich unmittelbar im Schlag in Metall.

Die Spinne hatte kein Netz, sie wohnte in einem Loch hinter dem Vorhang.

Auch der Wassermann verstand sich auf Hypnose. Er überbrückte allzuleicht die Luft, aber in schwarze Haut gezogen lag er unterhalb der Treppe, er lag da im Wasser. – Beobachtend das Vorbeitreiben der Feder.

Der Schlag der Uhr?

Das bedeutete dem langen Wassermann nichts.

Er lag so gut wie unter Wasser, so gut wie ganz drin, er atmete, aber, was das entscheidende war, Tag und Nacht machte er sich ganz nach eigenem Belieben.

Rauschenbach brachte kaum die Hand vom Mund weg. So übel war ihm.

Er stand im ersten Stock und sah auf den Platz hinaus.

Zwei Mal das ‚S‘, einmal für siebzig, einmal für sieben. – Auch Buchholz, sein Name, ließ sich in eine Zahl übertragen, nämlich die 311.

Eine halbe Telefonnummer?

Schon möglich. Schon möglich.

Wäre auch ein Verständnis für den erregten, abstoßenden Gesichtsausdruck von Rauschenbach.

In der Mitte zwischen den Schultern, ausgerechnet da, an dem tiefsten Punkt, beginnt der Hals.

Rauschenbach drückte wieder einen Ellenbogen vor in Richtung des Fenster, Kraft, wie die sofort in sein Gesicht schießende Röte verwies, heftig mit dem Ellenbogen, in Richtung des Fensters und die Handgeschlossen, die Fingerverkrampft.

In der Art begleitete Rauschenbach das Schlagen der großen Uhr?

Vorn auf dem Platz? – Ja.

Die Finger nach innen verkrampft.

Von der Mitte aus in alle Richtungen.

Das war das Motto, die Idee der hohen Kathedrale.

Das war ein stiller Morgen.

Der Platz, dort war eben noch mehr das Licht.

Werners Hals, jetzt Werners Hals. Und Säule, Zahl, mehr als eine Säule war der Aufzug im Haus, das Haus von Doktor Werner.

Die Frau, eine unruhige Nacht, unruhig aufgewacht.

„Das Haus, auch hier im Haus ist einiges aus Leder. Und schwarz, schwarze Sachen gibt es auch.“

Na, na, na. – Einige Flossen, aneinandergeklebt, ergaben eine große Flosse.



„Nein, so einfach ist es auch wieder nicht“, sagte Wilhelm.

Ja. Er stand im Zimmer und draußen im Flur stand Werner.

„Was reden Sie da? Sie sollen die Wörter doch beim Sprechen nicht so dehnen“, sagte Werner.

„Was? Haben Sie die Katze gefunden?“, fragte Wilhelm.

„Ja, sie ist unten, sie frisst“, sagte Werner. Jetzt war es an ihm, jetzt sah er – ärgerlich aus.

Sein Haus und der kleine Platz davor war auch mit Steinplatten belegt; gleich rechts die Treppe hinab zum Kanal. Hier stand auch die Lampe, ein Licht auf einer Säule.

„Das ist eine Karte von Franklin, auf den ersten Blick erkenne ich die Schrift!“

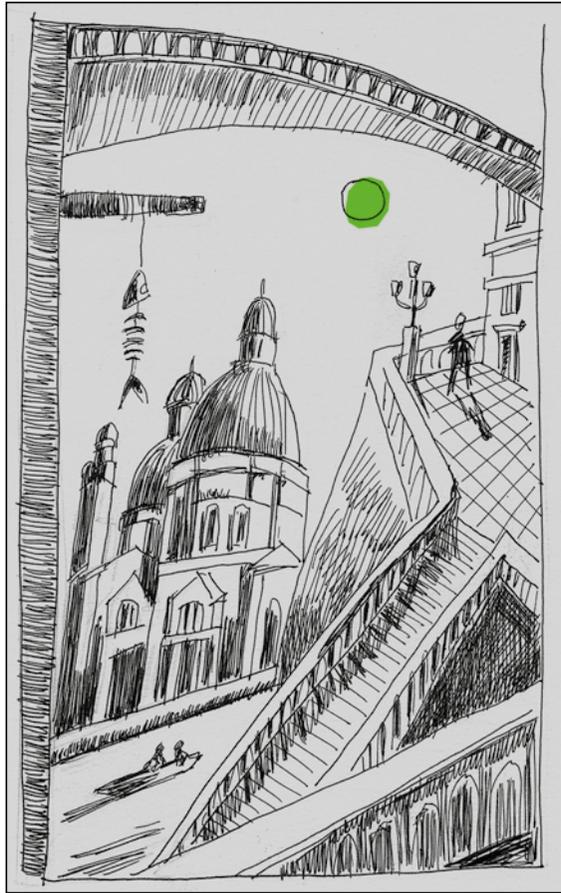
Werner zog die Karte aus dem Briefkasten, hinter der Tür, das einfallende Geräusch der Karte in den Kasten hatte er gehört. Werner war noch im Morgenmantel. Laut war es durch den Flur geschallt, eine Art von Knall, als die Karte in den Briefkasten fiel.

„Franklin schreibt, er ist mit Pulitzer in einer Stadt, sie arbeiten dort, wie immer, die gleiche Sache“, sagte er.

„Wie lang ging die Gotik denn, hundert oder zweihundert Jahre?“

Die Karte haltend war er schon wieder im Flur, auf dem Weg im Haus.

Wilhelm sagte: „Werner ist unten, Werner behauptet, die Katze gefunden zu haben; sie frisst; ob das wahr ist, ist



fraglich; man muss es sogar bezweifeln.“

Wilhelm stand im Zimmer. Wilhelm. Wilhelm begann nun mit der Gymnastik.

„Ich geh in die Knie und wieder hoch, hol Luft und steh; wieder Luft.“

Jetzt legte er die Arme so und dann wieder so.

Nach und nach nahm er die Haltungen ein.

Sechshundert Mal an diesem Morgen.

„So ein Dreck“, sagte die Frau. – Eben entdeckte sie die Vogelspinne im Aufzug.

# Lavalles Neubau

Am Morgen lag am Ufer des Flusses ein neuer Stein, in der Nacht hat ihn das Wasser angespült, Lavalles fand ihn, steckte ihn ein.

Ein Stück weiter baut man ein Haus, das Haus wurde für Lavalles gebaut und er ging jetzt dorthin, den Stein in der Tasche.

Der Wind war in der Pappel am Fluss.

Unter den Arbeitern war einer, den Lavalles nicht leiden konnte, in einiger Entfernung war Lavalles stehen geblieben, beobachtete die Bauarbeiten.

Im Fall, dass eine andere Zeit wäre, nur mal angenommen, und Lavalles darin ein Ritter wäre, die große Pappel vom Fluss würd sein Schild schmücken.

In der Nacht wurde die Baustelle ausgeraubt, alles, was einigermaßen von Wert war, wurde fortgeschleppt.

Wie schnell die Füße der Frau sind, tanzten auf dem Tisch, so schnell, dass man ihnen kaum folgen kann.

Jetzt, einer der Männer hat sie am Bein

erwischt; dann aber die heftige Bewegung ihrerseits, sie entglitt ihm wieder!

Im Weltall stoßen zwei Sterne zusammen, es war gesehen und ist im Protokoll erwähnt.

Auch im Gesicht, mit den Falten der Stirn war was geschrieben, auch das ist ein Protokoll.

Die Frau hat in die Rinde des Baums ein Loch gebohrt, der Saft lief heraus und sie trank davon.

Die Frau trank den Saft direkt aus dem Baum.

Ohne Zuhilfenahme der Hände.

Dann wieder, jetzt hatte Lavalles das Haus längst bewohnt, sogar schon ein paar Jahre drin verbracht, sah er auf dem Uferweg jenen Arbeiter, der ihm damals so unangenehm aufgefallen war.

„Immer wieder wünsch ich mir den Fluss voll Blut, an Stelle von Wasser Blut, alles rot, aber mein Wunsch ging nie in Erfüllung“, sagte der bössartige Bauarbeiter.

Seine Stimme war das Krächzen der Baumaschine. In den vielen Jahren, die Arbeit auf den vielen, vielen Baustellen hatte ihm die Stimme verfälscht, er sprach nun auch nur noch so wie eine Baumaschine, das gleiche Krächzen.

Schon seit Jahren wusch er sich nicht mehr die Hand.

Und zwar die linke.



Das Wasser des Flusses?  
Es war heiß.

Als Kurve floss es am Haus vorbei, am Uferweg und viele der Pappeln, in den letzten Jahren gepflanzt am Weg ent-

lang, waren inzwischen schon sehr hochgeschossen.

Der Fluss, in den Nächten ist er der Schweiß in den Augen, gleichermaßen brennend das Feuer.

Und Lavalles schlief in dem Bett, in dem er zur Welt gekommen war.

Und Lavalles schlief noch immer in dem Bett, in dem er zur Welt gekommen war.

Jetzt ging er auf dem Uferweg, mied die Nähe des Wassers, denn das Wasser war heiß.

„Wenn es nach mir ginge, hätt' man hier einen Hafen gebaut, genau hier in der Kurve“, sagte Lavalles; er sagte es auch laut genug, rundum soll man es hören.

Er drehte sich jetzt um, der Neubau war ja abgeschlossen. Damals hatte es keine Pläne gegeben, als Muster für den Neubau diente nur ein Stein. Lavalles hielt den in der Hand.

„Als Frau, mit einer Hand halt' ich den Lauf des Flusses auf“, sagte sie. Aber sie zog über den Hüften das Kleid etwas enger zusammen.

„Und das heiße Wasser? – Ich nehme an, ich seh Ihnen an, das hält Sie auch nicht auf!“

Das war Lavalles Stimme.

Im Laufe der letzten Jahre war er hier mit der Baubohrerin sehr bekannt geworden.

Lavalles erläuterte ihr noch einmal seine Pläne den Hafen betreffend. – Gestört

wurde er, als der böse Arbeiter vorbeiging, als der hörbar wurde, für den Moment unterbrach er seine Erläuterung.

Eine und zwei Minuten waren vergangen.

Überraschend legte Lavalles seinen Arm um die Frau, führte sie zum Haus.

„Mir juckt es sofort in den Beinen, das geht mir sofort in die Beine“, sagte sie, sie waren jetzt im Haus und sie sah den Tisch.

„Ha, ha, ha, mir ist auch lieber, wenn Sie mich mit den Beinen bestehlen, lieber als wenn Sie es mit den Händen tun!“, lachte Lavalles.

Lavalles drehte sich um, er hielt den Stein, zielte damit nach dem Bauarbeiter.

Draußen hin nach dem Bauarbeiter.

Der Augenblick war günstig, er warf den Stein.

Währenddessen war sie auf den Tisch gesprungen, schnell gingen ihre Füße, das Kleid etwas gehoben, so blieb sie stehen.

Er zog einen Stuhl heran.

„Warten Sie, ich setz' mich zu Ihnen“, sagte er.

In diesem Moment hörte man draußen den Aufschlag des Steins.

Hörbar war der Atem zweier Menschen und der Himmel draußen vor dem Fenster war etwas dunkler geworden, und draußen lief ein Kräuseln über das Wasser auf dem Fluss.

Spitz kamen die Knie der Frau nach oben.

Und Lavalles neben ihr auf dem Stuhl, in Kleidern und halb gegen den Tisch gelehnt.

In den letzten Jahren war er oft bestohlen worden, wirklich, oft hatten sie ihm das Haus ausgeräumt.

Jetzt zog Lavalles ein Medaillon aus der Tasche.

„Was ist da drin?“, fragte sie.

„Eine Falte von meiner Stirn“, sagte Lavalles.

„Ich mag es, wenn die Haut so eine Bewegung macht“, sagte sie.



„Sie meinen die Falte, eine Falte macht?“, fragte er.

Rasch öffnete er das Medaillon.

„Was würden Sie hineintun?“, fragte er.

„Ins Medaillon? Auch Falten, Falten von



mir“, sagte sie.

Sich zusammenziehen, in die Hocke gehen, die Beine so fest heranziehen, dass der ganze Körper zur Kugel wird.

Lavalle sagte, den Kopf in Richtung zur Tür, sagte jetzt: „Die Wunde, die ich ihm beigebracht hab, ist nur ein Beispiel, man wird ihm jetzt noch mehr solche Wunden machen, und das ist gut so.“

Ein Wind war auf dem Weg draußen. Der presste und hob die Lider der Augen derjenigen, die jetzt draußen waren, zur gleichen Zeit.

„Immer ist jemand auf der Straße, immer ist jemand vor mir, dreh ich mich um,

ist auch immer jemand hinter mir, Tag und Nacht“, sagte er.

Er wiederholte: „Die Wunde, die ich ihm beigelegt hab, die ist doch nur beispielhaft. Aber man wird dem Beispiel folgen, ihm mehr Wunden dieser Art zufügen.“

„Gleich wird es dunkel. Aber Sie haben Recht, wenn jetzt hier ein Hafen wär, alles wär voll mit buntem Licht, alles wär wohl bunt rundherum“, sagte sie.

„Ich muß Sie jetzt verlassen, entschuldigen Sie mich“, sagte sie.

„Ja, natürlich, ich will Sie nicht aufhalten“, sagte er.

„Nein, wenn Sie mir etwas von den Lichtern vom Hafen erzählen, bleib ich natürlich da“, sagte sie.

„Mein Name ist Lavalle, achtundvierzig bin ich, wohne hier, gefällt Ihnen das?“

„Mich kennen Sie ja, ich bin eine ganz einfache Frau, ich bohr Löcher in die Pappeln, die Bäume da draußen und trinke Saft, das ist eine natürliche Sache.“

„Ich liebe natürliche Sachen, einfache Dinge, ein einfaches Leben, eine einfache Lebensweise“, sagte er.

„Setzen Sie sich, aber diesmal hier auf den Stuhl, ich möchte nicht, dass Sie schon wieder auf dem Tisch stehen“, lächelte er.

Jetzt draußen, weiß gekleidete Männer

mit den Köpfen von Drachen schlugen mit Schwertern aufeinander ein.

„Sie kämpfen um den Hafen, um das Vorrecht über den Hafen“, sagte Lavalle.

Ein Schiff legte an, so schmal der Fluss auch war, ein Schiff, und auch von dort sprangen Männer mit Helmen, Drachenköpfen und Schwertern und machten mit im Kampf auf dem Weg.

„Was glauben Sie, was ist das, was wir da sehen, was ist es, handelt es sich um eine überirdische Erscheinung?“, fragte sie.

„Übersinnlich, eine übersinnliche Erscheinung, es ist möglich, das könnte sein“, sagte Lavalle.

Deutlich setzen sich hell leuchtend Rüstungen und Waffen gegen das stärker werdende Dunkel des frühen Abends ab.

Es war das erste Mal, dass Lavalle einen mittelalterlichen Kampf sah.

Das Blitzen der Schwerter, das Schimmern der Rüstungen. Der Kampf.

Und das Geschrei draußen auf dem Weg.

# POHL VERLÄST DIE STADT

Ein Stück Tuch lag auf der Straße, feucht war es; der Mann bückte sich, der Versuch, es zu falten misslang, er schob das Knäuel unter den Arm; das Steinpflaster hallte.

Die schmale Straße erstickt einen, der Brunnen am Ende, man kann ihn jetzt sehen, der ist kein Trost.

Gerade um diese Zeit öffnete das einzige Geschäft, ein Mann, mit einer unerklärlichen roten Mütze auf dem Kopf, stellte eine Obstkiste ab.

„Wollen Sie etwas kaufen, hier den Porree?“

„So früh schon soll ich was kaufen? Sie haben das Geschäft doch noch gar nicht richtig auf.“

„Gibt es Ärger?“ Eine Frau trat in die Tür. Sehr hart sah sie aus.

„Kann man dort das Wasser trinken?“, er sah in Richtung des Brunnens.

„Das wollen wir doch mal sehen“, sagt die Frau.

Sie nahm ihm das Bündel ab und nebeneinander gingen sie in die Brunnenrichtung; unterwegs trat sie etwas enger, griff ihn unterm Arm.

Am Brunnen, als er sich bückte und trank, stieß sie ihm dann den Kopf tief ins Wasser und hielt ihn dort fest untergedrückt.

Seitdem hat die Stadt ihren Namen, ‚den Kopf unter Wasser gedrückt‘, das war nun der Name der Stadt.

Wenig später war auch der Mann, der Gemüsehändler da, er und die Frau, sie räumten dem Toten die Taschen aus.

Zwei Männer holten den Toten vom Brunnen, das war nun wirklich kein zufälliger Fund, oder? Nein, man hat sie angerufen. „Ich nehme den mit zu mir, ich bring ihn später weg, du musst dich darum gar nicht kümmern“, sagte er.

Der andre, der Kollege nickte.

Es war nun oben in der Wohnung, bei Hübner. Ein Leichenfinder, das ist sein



Beruf. Er findet Leichen und bringt sie zur Leichensammelstelle. Das ist sein Beruf. Hübner will jetzt hier im Haus was erledigen, danach will er den Toten zur Leichensammelstelle bringen, aber es sollte jetzt alles ganz anders kommen.

Für einen Moment die Blume aus der Gardine gepflückt. - Die Hand einer schönen Frau.

Hübner hat den Kopf voll Locken, innen und außen.

Nun mag man ihn sympathisch finden oder nicht, auf jeden Fall ist er der einzige, der sich in der Stadt um die Leichen kümmert, zusammen mit seinem

Kompagnon.

In der Wohnung, auf jedem Stuhl in diesem Zimmer hat einmal ein Mensch gegessen. Das ist wirklich wahr.

Früher hatten die Leute viele Kinder, meist mehr Kinder denn Möbel.

Hübners Haus, Hübners Ankunft. Gleich vorn im Haus lagen ein paar zerbrochene Schachteln, man trat nur ins Haus, indem man einen Schritt darüber macht.

Die oberen Räume hat Hübner schon lang nicht mehr betreten. Wie mag es jetzt dort oben aussehen? Niemand hat das obere Stockwerk seit Jahren betreten.

Was war aber los an diesem Tag, denn er war wie immer?

Heute ging Hübner ins obere Stockwerk hoch.

Als das Haus gebaut wurde, vor dreihundert Jahren, immer, wenn jemand in der Stadt starb, machte man

die Treppe nach oben um eine Stufe länger. Das war üblich in diesem Haus.

Edmund, Hübners Kompagnon. Sie haben zusammen den gleichen Beruf, Edmund saß am Mittagstisch.

Die Asche vom Phönix. Das stand auf der Schürze von Waltraud, Waltraud, seine Frau. Es stand auf der Schürze in groß und in grau.

Neben dem Teller lag eine alte Münze, Edmund sah sie, steckte sie ein. - Waltraud war im Moment nicht da.

Edmund war Analphabet. Er konnte nicht lesen, nur mit Mühe die Anschrift,

wenn er mal ab und zu einen Brief erhielt.

Der Briefträger brachte auch die Zigaretten. Was eigentlich verboten ist. Aber auf dem Weg des Briefträgers war auch der Automat.

Drüben aus dem Haus kam eben Pohl, er war auf dem Weg zum Bahnhof, der Koffer verriet es.

Der Finger ging zum Hut. „Heut morgen hat schon wieder jemand aus dem Brunnen getrunken.“

„Ich hoffe, jemand hat ihn ertränkt.“

Pohl grüßte, er nahm die Mütze nicht ab, nur ein Finger ging hoch an den Rand.

„Ihr Zug hat heut sicher wieder Verspätung.“

„Wozu, glauben Sie, habe ich den Koffer dabei; zur Not kann ich auf dem Bahnsteig übernachten“, sagte Pohl.

Nein, der Fünf-Uhr-Zug war pünktlich.

Wenn man das Ei gegessen hat, bleibt die Schale übrig, aber nein, das muss nicht so sein.

Und wenn man tot ist, erinnert man sich an gar nichts mehr, nur daran, dass der Himmel mal blau war.

Ein neuer Mensch, ganz klein, kroch durch die Röhre der Makkaroni, so kam er zur Welt, das sind die Familienangelegenheiten.

Der Kopf eines Menschen schaut aus der Makkaroni.



„Wenn der Briefträger eine Frau ist, und wenn sie barfuß kommt, bringt es mehr Glück“, sagt der kleine Mensch.

Später wird dieser Mensch mal ein Kettenraucher sein.

Die Landschaft lag völlig vereinsamt, die Landschaft draußen um die Stadt.

Pohl war im Zug, er war unruhig.

Er stellte den Koffer auf einen Sitz, blieb stehen und sah aus dem Fenster, er war unruhig.

# DER STEIN

1 „Was für ein Nebel, man fürchtet sich, aus dem Haus zu gehen“, sagte ein Mann.

„In den Knochen hab ich Ameisen, die rennen da auf und ab“, sagte der andre.

Warm war es, drinnen, roch nach Heu, ganz gelb strahlte eine Lampe.

Das Licht? - Es redet alle Leut mit ‚Sie‘ an, auch die beiden Männer da.

Draußen war es kalt, neblig.

Im Heu lag ein Gefühl.

Hinten an der Wand.

An einem Faden an einem Balken hing nichts, der Faden hing lose vom Gebälk.

Eine kleine Fichte, der Baum, an ihr wuchs eine Orchidee.

Und eine schöne Frau, hinten, noch weiter an der Wand, betrachtete Grünes, an ihr war es und rund um sie herum war es.

In der Schale lag eine Nuß, ganz tief lag sie in der Schale. Die Nuss wartet auf die Zukunft. Das ist klar, in drei Ta-

gen, in drei Tagen ist es soweit, dann beginnt die Zukunft.

Der Wassermann betrachtet ein Veilchen, während er es tat, lief ihm in langen Fäden das Wasser aus der Nase.



Wer will angebunden sein an einen Wasserfaden, an einen aus der Nase dieses – ganz nassen – Mannes?

„Viel Glück“, stand als abgesenkte Schrift auf der Seife.

Nie schmutzige Hände, nie, der Wassermann! – Eben gräbt er das Veilchen aus.

Was für ein Seltsames, wie er mit den Händen in der Erde rundum um das Pflänzlein gräbt.

Die Ameisenkönigin, jetzt sitzt sie ganz allein im Knochen.

Und der schöne Mann, der schönste Mann der Welt, liegt im Heu und schläft.

So, Leute, Leute kommen und gehen und von einem tiefen Brunnen träumt er, der Schönste, der Schläfer, vom Wasserreich.

Der Schmerz ist Gast.

Kleider wachsen mit, mit dem Schmerz; ganz still hält sich der Körper, nur die Kleider zwingen ihn zur Bewegung.

Das Haus; ganz fein gemahlen ist das Veilchen in der Kaffeemühle. Daneben auf dem Brett liegt die Nuss schon ganz fein geschnitten.

Ganz still ist es in der Scheune, hier ist selten jemand. Wenn jemand kommt, man ist immer höflich zur Scheune, man grüßt sie, höflich, freundlich, ist nett zu ihr.

Und die Landschaft; man biegt einen Stock. – Die ganze Kraft der Landschaft ist im Stock, jetzt ist er gebogen; jetzt schießt die Kraft aus dem Stock, gleich aus dem oberen wie dem unteren Stück.

Die Kraft gehört zum Wassermann.

Die Kraft, damit bedienen sich die Ameisen. – Die ganze Kraft sitzt im Atem.



Jetzt, eine schwarze Kiste schiebt sich übers Land; in ihr ist nichts, außer noch mehr Schwarz.



Schwarz, das ist ein Fachausdruck. Siegfried und Lorenz, das sind zwei weitere Fachausdrücke.

Steven und Miller schoben die Kiste auf die Scheune zu, Siegfried und Lorenz, sie waren dort, öffneten sie.

Farbe, Schwalben flogen in die Luft, stießen Pfiffe aus.

Die Schwalben waren auch im Atem. – Die Schwalben waren die Kraft, die Kraft im Atem.

Wenn der Wackelpudding hart wird. Das war gesagt und das gefiel den Schwalben, wenn das gesagt ist.

Hinter dem Lampion am See gingen zehn Frauen und Sterne schwammen auf dem See. – Die Gedanken der Frauen sind Gesang. – Gesang im Kopf. – Eine sieht zu den Sternen hoch, kann gucken, die andere neben ihr ist oben bei ihnen, bei den Sternen.

Jetzt ging der Mond auf. Er kam oben aus dem Wald.

Dort stieg er auf.

Die Luft ist klar.

Der Nebel ist fort, nach diesen elenden, trüben Tagen. – Jetzt zieht der Mond oben seine Kleider aus, nackt kam er schon nackt aus dem Wald, jemand reicht ihm die Seife. – Der Mond geht zum Bad zum See.

Miller sagt: „Siegfried und Lorenz hab ich gekannt, aber kennen Sie den andern, der da in der Scheune im Heu lag?“

„Das Gesicht kam mir bekannt vor, so ein Schöner, aber kennen tu ich ihn nicht“, sagte Steven.

**2** Seven und Miller gingen am Ufer des Sees, vor ihnen gingen die Frauen, die trugen einen Lampion.

Jetzt blieben sie stehen, alle zusammen, Miller und Steven und die Frauen, und eine der Frauen nahm ein Bad.

Sie legt den Mantel ab, natürlich mit Hilfe der andern, der anderen Frauen, und sie glitt in den See.

Steven und Miller.

Sie hören die Frau im Wasser.

Gelb war das Licht an dieser Stelle, gelb lag das Licht auf Miller und Steven.

Von Raum zu Raum, nicht immer öffnet man gleich die richtige Tür; manchmal dauert es was länger, bis man die richtige hat.

Steven und Miller, sie tauschten das, was sie im Augenblick in den Taschen hatten.

Natürlich nicht.



**3** „Schau, eine Souffleuse, wie eine Souffleuse bewegt sie sich vor uns im Wasser, sie schwimmt“, sagte Miller.

„Sie ist eine Souffleuse, wie Recht Sie haben, Miller, wie eine Souffleuse schwimmt sie da vor uns im Wasser auf und ab“, sagte Steven.

Ein Loch war im Buch und von der einen sah man hindurch zur anderen Seite, mitten durch, ohne auch nur einziges Wort der Buchstaben zu berühren.

**4** „Er stößt mich in den Unterleib!“ „Wer?“, schrien die Frauen am Ufer.

„Der See!“, schrie die Souffleuse.

Ganz still war doch der See, was redet sie da, das Wasser ist doch ganz still, ganz still um sie, man sieht doch gar nichts! Keine einzige Bewegung!

Das Wasser, eh, und eine Geburtstagskerze, man öffnete eine Schublade und da stand sie brennend!

Da stand sie brennend vor einem!

Ah! Dieser Raum! – Und Steven und Miller, sie haben den Raum betreten.

Beide standen sie jetzt vor der Schublade, sahen die Kerze.

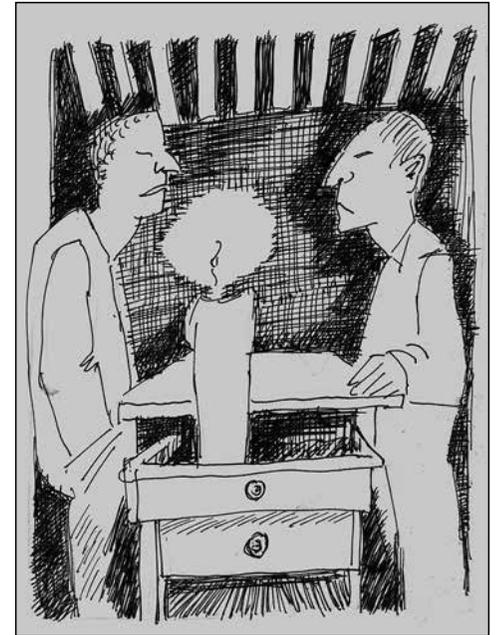
„Hat die Souffleuse Geburtstag?“, sagte Steven.

Und Miller nickte, Miller hatte verstanden.

„Schau mal hier, ist das nicht der, den wir oben bei Siegfried und Lorenz gesehen haben?“, sagte Miller.

Er zeigte auf die Flamme.

„Tatsächlich, das ist er“, sagte Steven. Tausend mal.



Wohl oder übel war man auf die Worte angewiesen.

In diesem Augenblick.

Zu Kristall geronnen war der Nebel, der weiße Nebel der letzten Tage.

Es gab keinen Zweifel, dies war im Haus.

Und die Landschaft draußen war eine Landschaft.

„Wir können alles kaputt schlagen“, sagte Miller.

Es war im Haus. – Nicht nur, dass er es sagte, er griff nach was, Miller und warf es gegen die Wand.

Steven, Steven sah zu. – Steven war einverstanden.

Steven glich der Rose, an der man alle Dornen entfernt.

Das Verstehen, das Einverständnis macht ihn schön.

Gut; die Schatten, sie mieden nun das Licht, sie krochen in die Wand. Sie zogen

sich in die Wand zurück.

Gelb, Rot, beides als Licht; rundes und Wege, nur von Ameisen begangen; jetzt.

Zwei Hände, gegenseitig, und die Ameisen krochen über die gemachte Brücke aus Fleisch von einem Arm zum andern.

Den Mund schon offen, bereit und wenig später die Kette der Ameisen, alle auf ihren bewegten Beinen und einen Zahn trugen sie weg.

„Es ist der Zahn, Zahn der Souffleuse.“

Ja, man kann unmöglich eine Souffleuse beschäftigen, die keinen Zahn hat.

**5** Wieder Siegfried und Lorenz. Sie standen vorn in der Scheune. Den ganzen Tag hatten sie so gestanden.

„Als Weihnachtsbaum dient dieses Jahr ein Stein; er war genauso prächtig.“

Die Nacht, man hörte sie, beim Fraß und sie fraß.

Sie fraß.

Ein Loch ans andere, alles war bekannt.

Das Haus, der Schrank war tadellos, nur da, wo die Schublade war, da war eine Ritze.

Rundum war die Ritze.

Steven und Miller lächelten.

**6** Die Souffleuse nannte ihre Namen. „Diese Handschuhe tragen sich gut, sogar echte Fingernägel sind drauf.“

„Diese Handschuhe sind schön, sogar echte Fingernägel sind dran.“

In der Nacht, nachdem sich der Nebel auf wunderbare Weise gesenkt hat, im

Laufe des Tages, am Nachmittag, am späten, gerade zur rechten Zeit, sah man die Frauen am See. – Der Mond stand oben, ein fleißiger Gesell.

Aber Heimweh hat der Zahn nach dem Kiefer; nach dem Kopf; aber jetzt, die Ameisen schleppen ihn weg.

Zwei Männer, zwei Köpfe, zwei Hämmer. Unten sah man das Wasser, das Wasser, alles zieht zum Wasser, zum Wasser, das Wasser zieht alles an.

Die Scheune stand oben auf dem Hügel. Die Kälte war geblieben.

Die Badende, nach dem Bad, der Mantel verdoppelt ihr die Haut.

Der Lampion leuchtete.

Zehn, neun. – Fruchtbarkeit, Preis und Unfruchtbarkeit.

Die gleichen Stunden, mal vor, mal zurück.

In einer bequemen Lage.

„Miller, unsre Köpfe sind zu Stein geworden.“

„Steven, darauf wartete ich ein Leben lang.“

„Es geht noch weiter, unsere Kräfte werden zum Gefäß, man wird uns den Rand ummauern.“

„Das ist gut so“, sagte Miller.

Noch mal und mehr war er zufrieden.

Und gab dem Ausdruck.

Das Lebende hinterließ auf dem Spiegel den Atem, beschenkt war alles mit feinstem Kristall.

Und der schönste Mann der Welt schlief, war im Traum, niemand wagte den schönsten Mann zu wecken.

Vorsichtig öffneten Siegfried und Lorenz die Kiste.

„Was ist darin?“

„Millers Wut, schau sie dir an!“

„Sie passt genau in die Kiste, Millers Wut!“

„Sie passt genau, so ist er, unser Miller, so ist er!“

Vom Hügel sah man das Haus, es war da unten das, das mit dem großen, ummauerten Becken dahinter; unten brannte Licht und man sah auch Millers Frau. Allgemein als ‚Die Badende‘ bekannt. – Nacht für Nacht stieg sie zu den blinkenden Goldfischen ins Becken.

Warum?

Hände.

Warum? – Was nehmen sie weg? Sie bringen nichts, sie nehmen fort.

Der Mond ist fleißig, eine andere Art von Beschäftigung kennt er gar nicht.

Die Hände.

„Amore!“, sagte Lorenz.

„Was ist das?“, fragte Siegfried.

„Das Wort kommt mir immer in den Sinn, wenn ich den Hügel hinabschau, hier von der Scheune aus.“

Ein Fischgesicht, ein Goldfischgesicht.

Fein und gesprenkelt. – Nach Mitternacht brannte bei Miller unten das Licht, eine Lampe innen im Haus und eine zweite außen, außen an der Außenwand. – Da standen die Sträucher im Licht und das Licht schwamm in kleine Scherben gebrochen auf dem Wasser.

Das Licht. Das Licht ist ein Atem.

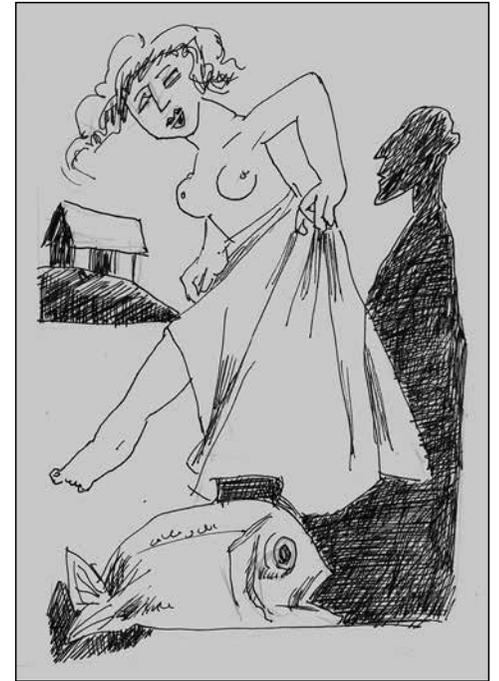
Ein Atem für die Fische.

Das Licht ist der Atem der Fische.

Da blinkte das Licht in kleinen Scherben.

Auf dem Bassin.

Das Licht, zweimal das Licht und da-



zwischen eingeklemmt ein Schatten.

„Ich zahl Finderlohn“, sagt Lorenz.

Und drüben der Wald.

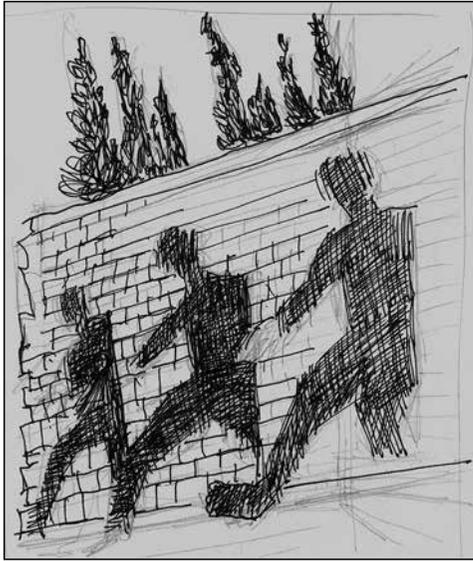
Ein Hügel belügt den andern, der eine belog den anderen mit seinen Bäumen, der andre belog den andern mit seinem Gras.

Alles war da, aber ohne die Möglichkeit zu etwas anderem.

Es muss so sein und konnte nicht anders sein. Es gab keine Wahl. Einen Mantel tragen, sicher und tatsächlich. Eine Frau war im Wald, sie war versteckt, sie fragte: „Warum muss ausgerechnet ich es sein, die diesen Waldweg hier entdeckt?“

Wie ein Stein ins Wasser sinken, links und rechts, unbefühlt von allem.

„Ich weiß genau, wären die Bäume an-



dere Lebewesen, solche, die sich vom Fleck bewegen, töten würden sie mich sofort. Ich beeil mich, es wird Zeit, dass ich hier wegkomm, so schnell wie möglich!“

Sie zog das Leben über sich wie ein Laken. Die Bäume, die Wildnis. Wie ein Laken über den Kopf.

Sie war bereit, bereit dazu, neben dem Mann zu liegen.

So auch Millers Frau, die „die mit den Goldfischen badet!“, die Souffleuse, nackt kam sie auf die Minute genau aus der Tür, sie warf das Laken ab.

Das Leben zieht man sich über, über den Kopf. Gesichter, Landschaften, Scherben, das alles ist die Wahrheit. Ein Zweig erzittert von einer Berührung. Der Schmerz des Mondes ist Licht.

Jetzt saß ein Insekt oben auf dem Mond und saugt ihn aus.

Der alte Stein.

Miller konnte nicht stillstehen; nein; auf

keinen Fall in dieser Sekunde.

Diese Nacht.

Der Mond, der Stein.

Wie gut!

Der Zahn ist eine Schatztruhe. Das Beste des Lebens hält seine Mitte versteckt.

Der Thron der Ameisenkönigin!

Gut! Okay!

Jeder Mensch ist der Mond, hat die Mitte, hat den Mond, ne große, helle Kugel, okay, aus Stein ist sie und schwer.

Die Frau war aus dem Bassin gestiegen, das Wasser lief von ihr wie Haut, wie alte Haut, die man nicht mehr braucht, von der sie sich eben befreit.

Nein, sie legt den Mantel ab!

Und auch Miller, Miller entledigt sich aller Kleider!

Eben sah er die Frau, wie eine Blüte schwamm sie auf dem Wasser, nun ging sie hinaus, ging ins Haus und lag dort in den Armen eines Mannes.

Mannes.

Um das Auge der Frau war ein Rand.

Aufblitzen des Wassers und Müdsein, das Müdsein ist eine Kraft, eine große Kraft.

Vom Wald, von den Bäumen mal abgesehen, die Frau war ein Wegweiser, Arme und Beine gingen von ihr weg und führten auf sie hin.

Die Frau, einen gab es, der faltete sie auf, den Wegweiser, bog ihr die Arme, die Beine.

Zielgenau.

Ameisenthron.

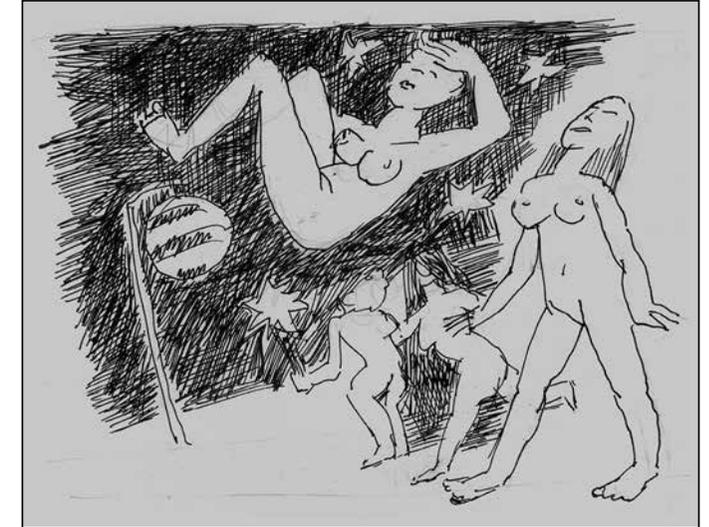
Er hob die Frau auf den Ameisenthron.

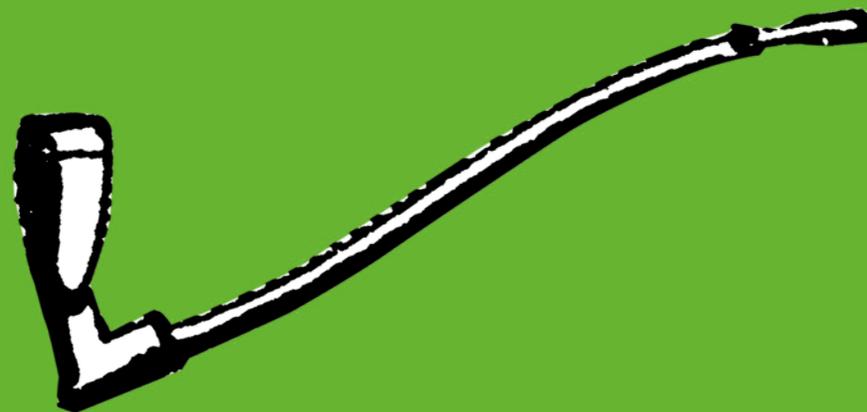
Nein. – Der Kopf tat sich Gewalt an, sah nach oben.

Miller kam zu ihr durchs Auge.

So macht er es.

Neun Frauen standen am Waldrand, beratschlagten, welche von ihnen die Zehnte zu sein hätte.





Pfeife aus Meerschaum



# Die Pfeife aus Meerschäum

Eine Hand kam aus dem Spiegel, tastete dem König das Gesicht. „Wie warm du bist. Hast du Fieber?“ – „Heute ist ein schöner Tag, die Sonne scheint. In mir ist Frieden“, sagte der König.

Frieden. Frieden.

Der König hatte einen großen Körper, ganz behaart war der.

Er stand vor dem Spiegel. Der hing in einem Baum, ein Baum, voll mit roten Beeren. Am Himmel war nicht die Sonne zu sehen, aber der Tag war warm.

Dem König ging es gut.

Frieden.

Er sah in einen Spiegel. Etwas weiter unten, am Strand, saß ein Fischer, der strich sein Boot. Der Fischer mit den Augen eines Fisches. – Und einem Pinsel.

Der König sah jetzt hinunter. Der Wind brachte den Geruch der Farbe.

Der Fischer strich sein Boot in der gleichen Farbe wie die Vogelbeeren haben.

Der König klappte den Kasten zu, der

Spiegel hing in dem Kasten.

Das Meer. Obwohl es schön war, sah es gelogen aus.

Die Haare des Königs sind rot wie ein Reh. Natürlich ist der König größer als



ein Reh. Die Erde ist weich, Torf, es ist Torf, weder Tier noch Mensch, unhörbar bleibt der Gang.

Der Fischer am Strand hat begonnen, mit sich selbst zu reden, den König hat er dabei nicht kommen gehört, denn der König ist vom Baum hinunter zum Strand gekommen.

Die Rede des Fischers, nun ist sie zum Lied geworden, ein Summen.

Die Insel, ein kleines Land, keine Wege gibt es, kreuz und quer geht man, wie man will.

Nur ein paar Leute wohnen hier.

Das Boot ist jetzt gestrichen, überall, die Farbe fertig. Den Pinsel abgelegt, auf der Dose, auf dem Rand der Dose, der Fischer schaut sich das Boot an. – „Du solltest noch was drauf malen“, sagt der König.

„Ich hab keine andere Farbe, nur das Rot“, sagt der Fischer.

„An was haben Sie denn gedacht? Was würden Sie denn gern sehen, einen Stern, einen Vogel?“, sagt er.

„Einen Stern, einen Vogel“, wiederholt der König.

Der König streckt eine Hand aus, nichts lag drauf und dennoch stieg was auf, kam in die Luft. Ein Zeichen ging in die Luft.

Das Land ist eine Insel,

und es gibt diesen Baum. Er ist der einzige Baum auf der Insel. Nur ein paar Leute wohnen hier.

Jetzt war es Abend, der Fischer rudert aufs Meer hinaus.

Der König blieb am Strand, sang das Lied fort, das der Fischer begonnen hat.

Der König wartet, der Fischer sammelt Holz draußen auf dem Meer. Dort finden sich immer gute Stücke. Besonders gute Stücke.

Bald ist das Boot voll. – So auch jetzt, der Fischer kommt zurück, sie machen



besitzt nichts.

Nichts. Keine Werkzeuge. Der König gräbt das Loch mit der Hand.

Schauen wir uns die Insel an, die Leute; am andern Ende der Insel wohnte einer. Der trug ein Huhn auf dem Kopf.

Das nach jedem Wort, das er sprach, ein Ei legt.

Will man die Rede dieses Menschen verstehen, muss man das Ei öffnen.

Dann hört man das Wort, das er gerade spricht.

Eines Tages, nun, der Wind hat sich gedreht, von oben nach unten, und wieder anders herum, ein paar Mal, sahen sie den Fischer, der hatte ein Geschenk erhalten, eine Orgel.

Draußen auf dem Meer ließ er die spielen.

Da gingen seine Finger auf dem Instrument; auch das Orgeln, das war eine Art von besonders getöntem Summen.

Der Fischer war sehr zu-

frieden.

Gewohnheiten, Gewohnheiten auf der Insel: Aus Angst, wenn auch ohne Absicht, also nur aus purem Zufall jemand eine Beleidigung zuzufügen, sprach man wenig, so wenig wie möglich.

Auch Ratschläge erteilt man wenig, so wenig wie möglich.

Der König? Was gab es zu regieren?

Weiter gab es einen, einen auf der Insel, sein Hut war aus Blech, Nachrichten trug er von einem zum andern. Ein Bote, brachte Nachrichten, er war der einzige auf der Insel, der schreiben kann.

Die Jahreszeiten, im Herbst fielen die Beeren vom Baum, Vogelbeeren. Der Wind nahm sie, trieb sie wie Murmeln vor sich her.

Von einem Ende der Insel zum andern.

Und die Farbe der Beeren, es gibt nichts vergleichbares.

Eines Tages wird die Wasserleitung verlegt. Arbeiter kommen. – Die Fähre bringt die Arbeiter vom Festland.

Ah, die Arbeiter, ein langes Rohr bringen sie, das sie von einem Ende der Insel zum andern legen.

Nun gibt es Wasser. In Hülle und Fülle. Man dreht den Hahn auf in der Küche. Und da läuft es.

Es war noch ein anderer gekommen, in der gleichen Woche, am gleichen Tag, der stand am Ufer. Groß und blond. An

Haaren stand er dem König also an nichts nach.

Das Wetter war wieder gut.

Die Leitung für das Wasser ging geradeaus, mit einer Ausnahme, um den Friedhof drum herum macht sie einen





an Verlogenheit nicht nach. Die Blicke der Männer sammelt sie ein.

Eine Bienin. Sie machte aus den Blicken der Männer Honig.

Was kann es besseres geben, denn den Blick auf das ruhige oder auch bewegte, im Wogen begriffene Meer?

Wie oft standen die Männer, die paar Männer, am Strand und sahen auf das Meer!

Greta. Ihre Mutter, eine andere Frau, etwas älter, und in der Form einer Kaffeekanne, einen dicken Bauch, einen Henkel dran und darüber einen langen Hals.

Zwei Frauen. Sie wohnten beide für sich in einem winzigen Haus.

Ein weichgekochtes Ei ohne Schale an einem Stück geschluckt.

Man hörte vom Wal, der im Norden einen Eisbär frisst – mit einem Schluck. Denn dieser Fisch trinkt wie andere essen – mit einem Schluck. Und der Eisbär fing an im Magen den Walfisch zu fressen.

Der Blonde auch. Er hatte ein Stück Glas am Hals. Durch die Scheibe dort unterm Kinn sah man jeden Bissen, der durch die – heiße – Gurgel ging. – Ja, das war kein Zufall.

Er machte ja Werbung für sein Lokal.

Dieser Blonde.

Man kennt das Schiff in einer Flasche. Aus Stäbchen gemacht und in die Flasche gesteckt. Man zieht an einer Kordel

und das Schiff richtet sich auf. In diesem Lokal stand auch eine Flasche. In diesem Lokal, Ausflügler besuchten es gern, sah man ein ganzes Huhn in einer Flasche. Der Inhaber hatte das Ei in die Flasche gesteckt, nach ein paar Wochen war das Huhn im Glas.

Die Flasche mit dem Huhn stand auf dem Buffet; das Huhn wurde von den Ausflüglern bewundert.

Eines Tages zeigte einer dem Huhn einen Wasserhahn.

Es reagierte sofort.

Und weiter mit Greta, wenn man ihr erzählt, dass es im Süden eine Insel gab, eine andere, die nach ihr benannt ist?

Die Anatomie der Erde; Inseln, Inseln. Und eine besondere davon. – Das darf man Greta nicht sagen.

Wer schreibt denn Kreta mit einem ‚G‘?

Oder Greta mit einem ‚K‘?

Das sind doch nur solche Leute, die mit den Blechhüten! Greta, rabenschwarz und dreimal schwarzer Kater.

Lange Beine.

Und immer Honig!

Weichen Honig!

Zu den Pflichten des Königs gehört es, den Männern auf der Insel das Haar zu schneiden. Einmal im Jahr geschah das.

Die Männer versammeln sich um einen Stuhl. Aus dem abgeschnittenen Haar knüpf-

te der König ein Haarnetz.

Das trug die Mutter der Greta.

Die Mutter half beim Blondem im Lokal, stand dort neben und manchmal auch auf dem Buffet.

Das Haarnetz. Benutzt wird es zum Einkaufen.

Oft fuhr der blonde Lokalbesitzer mit der Fähre zum Einkaufen aufs Festland, dort in eine Stadt. Dann nahm er das Haarnetz mit und brachte in dem die Einkäufe.

Eierlikör und die zehn Finger.

Der Walfisch. – Da, wo die Hand nicht hinkam, da half der Fuß.



Bogen.

Dieser Mann, er machte ein Ausflugslokal. – Er richtete ein Haus her, ein Ausflugslokal. – Eine lustige Sache. Man konnte bei ihm essen.

Der Blonde saß am Abend auf einem Hügel, der war vom Aushub der Leitung übrig, am Friedhof. Hier war der höchste Punkt. Der Blonde saß hier, nach der Arbeit, rauchte seine Pfeife.

Den Kolben der Pfeife wie eine Faust vor dem Kinn.

Er blies Wolken.

Zum Beispiel, auf der Insel gab es eine Frau. – Greta war ihr Name.

Roter Mund, grüne Augen.

Sie stand dem Meer an Schönheit wie

„Zum Fischer“, das Ausflugslokal.

Ein kleines, wenn man so will, etwas gebuckeltes Haus.

Die Menschen an sich waren gut, aber es war das tückische, verlogene Meer, das sie umgab, das ihnen den Charakter verdarb.

Eines Tages, eines Tages.

Eines fernen Tages.

Fähren kamen und gingen.

Tagesgeschäft.

Was ist denn ein langes Kleid? Ein langes Kleid hat immer was zu verbergen.

‚G‘ und ‚K‘. – Der Blonde und das Lokal. Er schlief bei offenem Fenster. Das kleine Haus neben dem Friedhof. Vor dem Haus stand eine Bank mit einem Tisch. Und die Haarnetze waren hilfreich beim täglichen Wind.

Ein Haarnetz für fünf Mark und das war nun mal billig.

Das Haarnetz für fünf Mark, das stand als eigene Sache gleich unten auf der Speisekarte.

Im Lokal, das Huhn konnte man sehen und das mit einem daneben bereitliegenden Wasserhahn auf die Probe stellen.

Der König, es ging ans Schlafen, er saß auf einem Stuhl vor einem Bett und legte ein Bein ins Bett. Das ist nun das letzte, was wir von ihm hören. Auch Greta, sie wird nun leider nicht mehr vorkommen, mit einer Ausnahme. Der König legte das Bein ins Bett, so schlief das und das war ihm genug, genug für den ganzen übrigen Körper.

Vor ein paar Minuten noch war Greta hier gewesen, zusammen hatten sie das

Bett umgestellt.

Ein Bild, von meisterlicher Hand gemalt, zeigt den Henkel der Kaffeekanne.

Auf hohem Niveau.

Es war ein Portrait des Henkels der Küchenfrau.

Gretas Mutter.

Greta hielt das Bild in der Hand. Ein richtig gemaltes Bild, auf einer Scheibe aus Holz. Nur wenig Leute waren es auf der Insel. Wer von denen hat das Bild gemalt?

Das Bein des Königs lag im Bett. Wie ein ungezogenes Kind spielte das Bein mit den Zehen. – „Doch nicht müde?“, fragte der König.

Das Bett des Königs war umgestellt. Verrückt. Es stand etwas anders. Der Wasserleitung wegen.

Die Ströme der Erde.

Das Seepferd ist mit den Robben verwandt.

Es kann auf dem Wasser laufen. Es hat die ganz leichte Hufe.

Der Blonde, der Inhaber vom Lokal, hatte eines angelockt, mit dem Eierlikör.

Es kam nun an Land. Und schnell verlor es die die Scheu.

Es hatte keine Angst mehr vor den Menschen. Nun graste es.

Gehen, hören, riechen, schmecken.

Diese schöne, torfige Erde. – Mit bloßen Füßen und unter der Erde gurgelte das Wasser in der Leitung. Drei Faden tief.

Immer in Bewegung sein muss das Wasser, sonst wird es dick.

Dicker als der Honig.

Der Herbst und das Gras.

Das Meer.

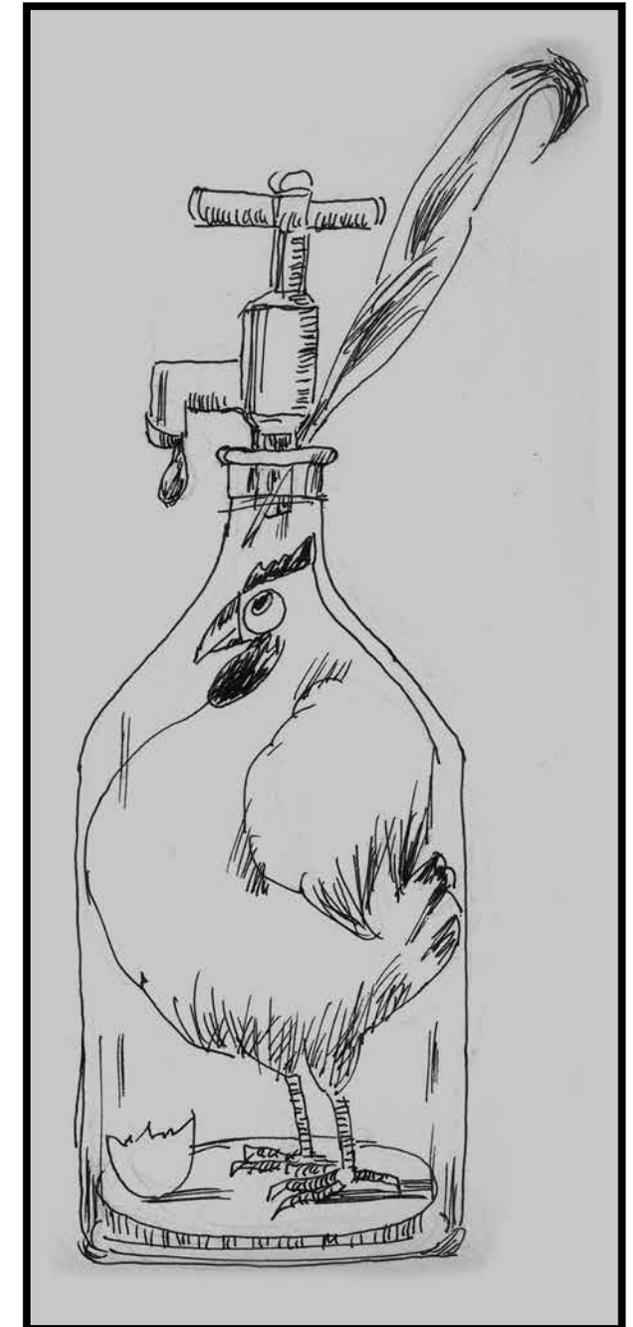
Zu feige war das Meer, um an Land zu kommen. Um an Land zu kommen, muss man schon eine ordentliche Portion Mut haben.

Eine Hand voll Vogelbeeren. Die kullern hin und her.

In der Mitte der Hand.

In dieser Vertiefung.

Das Seepferd graste auf dem Friedhof, das war bald sein Lieblingsplatz, hier fraß es bald allen Bewuchs von den Gräbern, ging sogar tiefer, wühlte mit der Schnauze die Zwiebeln der Tulpen aus dem Torf. Das war unmöglich, das war unerhört, mit Steinwürfen trieb man das unverschämte Tier wieder aufs Meer hinaus.



# FRED LEX

Fred Lex, geboren 1934 in Porto Alegre, seit 1953 Journalist in Bad Kreuznach, im Ruhestand ab 1997 verstärkt als Zeichner aktiv.

Ich genieße den Geschmack von Früchten mit größtem Wohlbehagen. In meiner Kindheit in Brasilien waren es vorwiegend Apfelsinen. Die vorzüglichsten Erdbeeren habe ich als Achtjähriger im Kriegsjahr 1942 in einem Berliner Schrebergarten gegessen. Erdbeeren mit Schlagsahne, so etwas stand damals schon gar nicht mehr auf der Speisekarte.

Heute in Bad Kreuznach sorgt meine Frau im Wochenrhythmus für dieses Geschmackserlebnis. Die niedlichen Exemplare hier in der Ampel stammen aus dem Garten meiner Schwiegertochter in Bretzenheim.

Für das Foto zeichnen Mirjam und Vincent Lex verantwortlich.



[tinyurl.com/fredlex](https://tinyurl.com/fredlex)

# 30 × 30



**Z**wei Augen, die gehörten zum Mann.

Der Versuch, eine Trompete zu malen, misslang. Jetzt sah man, eine Stunde später, den Mann ganz benommen in der Stadt.

Eine Stunde später wurde er von einem Auto überfahren.

Nachdem der Mann schon tot war und im Keller vom Krankenhaus lag, kam ein Arzt noch mal nach unten, schnitt ihm die Augen aus dem Kopf.

Am selben Abend verlobte sich der Arzt mit einer Tänzerin.

Eine Frau, die hatte sehr schöne Beine.

Sie, die Tänzerin, sie wusste nicht, in welche Gefahr sie sich mit dieser Verlobung begab.

Fünf Bäume standen am Fluss.

Die Narzisse blühte gelb.

Der Spargel war grün.

Der Tisch lang und schmal.

All das lag so gut gemeint auf dem Verlobungstisch, am Nachmittag erwachte der Arzt noch vor der Tänzerin und ging

ins Bad.

Nass stand er in der Tür und sie lag noch immer im Bett.

Das Handtuch, dunkelgrün, ging über seinen Rücken.

Zwei Hände umfassten den Fuß.

Die Nachmittagssonne stach durchs Fenster.

Und da war das grüne Tuch.

Wenn die Tänzerin nicht tanzte, schlief sie. Sie arbeitete, wie er, meistens nachts.

Ihr Arbeitsplatz, ein Gebäude, war genau so groß wie das Krankenhaus.

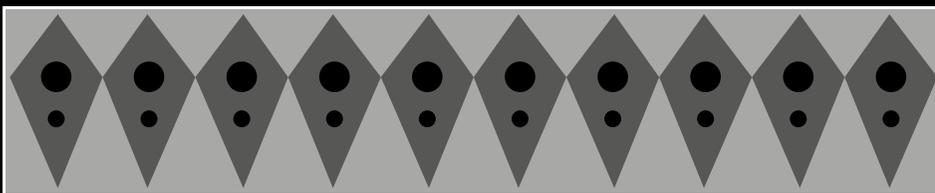
Meistens schlief sie. Sie lag da auf dem Bett.

Nun war er mit ihr verlobt.

An der Hand, mit der er die Skalpelle führt, im Hospital, war nun auch der Ring, der Verlobungsring.

Ein paar Wochen vergingen, es war verrückt und blieb dabei, sie war eine Tänzerin.

Sie lag da und schlief und er, er schärfte nun die Messer des nachts an ihren Beinen.





Er tat das.  
 Siebzehn Messer hat er, jedes für eine  
 andere Art von Schnitt.  
 Dieser Arzt.  
 Dann war es Herbst und auf dem Trö-

delmarkt erwarb er ein Bild, ein Bild, 30 x  
 30, in Öl, auf dem Bild war eine Trompete.

Herbst war es und die Pappeln am Fluss  
 mit silbrigem Laub.

Silbrig waren auch Streifen am Himmel.  
 Der Arzt schaute nach oben.

Am Ende des Verkaufs, an einem Auto,  
 an einem Stand dort, an einem langen,  
 gedeckten Tisch, lief laut eine Maschine.

Eine andere Frau, sie war alt und eben-  
 falls mit grauem Haar, silbrig, herbstlich,  
 sie war in einem Campingstuhl sitzend  
 eingeschlafen. – Eben ging er an ihr vor-  
 bei. – Ihr Kopf war schief gefallen. Lag auf  
 der Seite.

Ein Schnitt, ein Schnitt an diesem Kopf  
 und der Kopf wär weg gewesen.

Die Trompete auf dem Bild.

Der Arzt überschaute die Ansammlung  
 der Autos, alles war in Gassen geord-  
 net, die Verkaufsstände, die Leute, groß  
 und klein, alt und jung, an den langen  
 Verkaufsflächen und der Durcheinander  
 von all dem zumeist kaputtem Kram,  
 hier und da wimpelte, wehte es, alles war  
 sehr komisch und alles sah äußerst ge-  
 spenstisch aus.

Er stand auf dem Weg, das kleine Bild  
 hielt er unter dem Arm und übersah den  
 zur Hälfte asphaltierten Platz.

In diesem Moment fing die Trompete auf  
 dem Bild zu spielen an.

Ein paar Minuten später, als der Arzt,  
 Doktor Spencer, das Haus verlassen hat-  
 te, wurde die Verlobte wach, sie ging eben-  
 falls ins Bad, wusch, dresste sich und un-  
 ten wartete dann schon auf sie das Taxi.

Und sie war dann in dem Gebäude, wo  
 sie die Vorstellung gab.



Aber an diesem Abend war es komisch,  
 nur einer war gekommen, um sie zu seh-  
 en, und das war ausgerechnet der, dem  
 ihr Verlobter im Frühjahr die Augen aus  
 dem Kopf geschnitten hat.

So ein Mann, tot, mehr tot als tot, und  
 sitzt in einem Lokal, hält die Hand einer  
 silbrigen Dame, die Hand ist kostbar und  
 er sitzt in einem Mantel aus Asphalt.

Schwer bedeckt der Asphalt die Gli-  
 eder.

Dieser schwere, dicke Mantel macht ihn  
 zu einer lebenden Figur.

Und oben schaut der Kopf raus.  
 Da leuchten die Lichter im Lokal.  
 Grün und grün und grün und rot.

Seltsam, unter jedes Augenlid, zwischen  
 dem oberen und dem unteren, ist ein  
 Buchstabe geklemmt, der hält die toten  
 Augen offen.

Draußen ging Spencer vorbei, Doktor  
 Spencer.

Mehr getupft als gestrichen, ich mei-  
 ne, die Rede ist wieder vom Bild.

Das magische Auge, leis das Spiel der  
 Musik, oh, diese Frau!

Noch mal ein Raum, Männer trommeln  
 auf einem Wellblech, Weißblech, fix ge-  
 hen die Hände mit den Schlegeln, buch-  
 stabieren unablässig F - l - o - h - m - a -  
 r - k - t.

Manchmal lassen sie das ‚t‘ am Ende  
 weg.

Noch mal ein Raum, auch hier ganz in  
 der Nähe.

Und ein Mann mit einer Schachtel voll  
 mit Pralinen geht im Haus auf und ab.

Jetzt schiebt die junge Frau die Schmink-  
 sachen zur Seite.

Hinter ihr auf dem Stuhl hing seine Kra-  
 watte.

Aufgebahrt, aufgebahrt lag oder hing  
 die Krawatte an der Stuhllehne, und das  
 Lied, aufgebahrt lag es auf dem Well-  
 blech. – Da lag sein Ursprung.

Als die Frau die Oper verlässt, ein Pas-  
 sant macht sie auf den schlechten Zu-  
 stand ihrer Schuhe aufmerksam; tatsäch-  
 lich, ihr Blick fiel nach unten und sie kon-  
 nte das nur bestätigen.

Das Kleid und da waren die Schuhe un-  
 ten.

„Hier gab es vor einigen Wochen einen  
 schlimmen Verkehrsunfall. Vielleicht er-  
 innern Sie sich. Ein Betrunkener wurde



überfahren, ich hab ihn überfahren, ein Maler war, soll der gewesen sein. Sie haben sicher davon gehört.“

„Mein Mann, mein Verlobter, mein zukünftiger Mann interessiert sich für Bilder.“

Der Mann richtete nicht zu der Frau, sein Blick ging auf die Stelle an der Straße.

„Natürlich hab ich das Eintreffen der Polizei nicht abgewartet, was denken Sie denn, ich hab die Fahrerflucht gemacht.“

Eine wegfahrende Bewegung der Hand, und nun sah er die Frau an.

„Ich kam gerade aus der Oper, als es passierte. Sie waren wohl drin und tanzten“, sagte er.

Er sah sie an. Und dieser eiskalte Blick. – Was hatte dieser Blick zu bedeuten?

Die Hände der Tänzerin waren für einen Moment übereinander, eine über der anderen vorn vor dem Kleid, auf dem Bauch, vor der Brust, sie hielt aber den eiskalten Blick des Mannes aus.

Ein weißer Lieferwagen fuhr vorbei. Sie sahen beide hinterher, erwarteten sie, dass sich der Unfall in diesem Moment ganz speziell für sie noch mal wiederholt?

Es blieb still.

Dann war der Wagen weg, die Blicke der zwei senkten sich ineinander.

„Mein Mann, mein Verlobter hat ihm die Augen rausgeschnitten“, sagte sie.

„Woher wissen Sie denn das, waren Sie etwa dabei?“

„Nein.“ – Ihre Antwort kam.

Sein Blick wurde noch grausamer.

„Aberich, ich war dabei“, sagte der Mann.

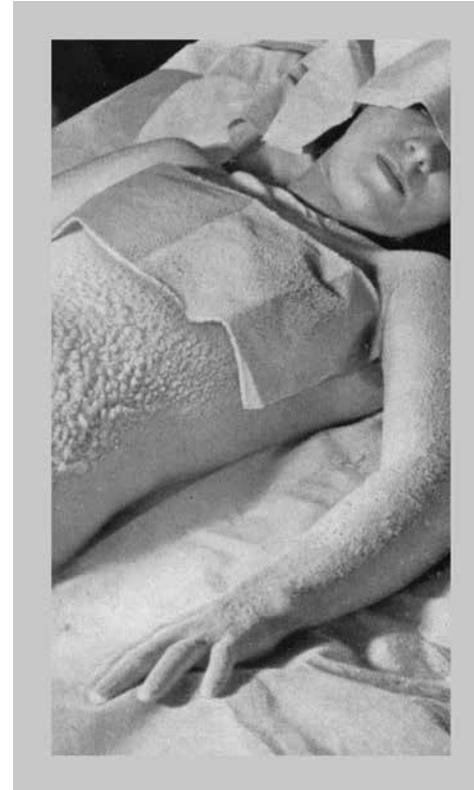
Sie war ihm nun verfallen. Sie war bereit, sich mit dem da einzulassen. Obwohl sie damit die Verlobung mit Spencer aufs Spiel setzte, aber das war ihr jetzt egal.

Nun eine Straße, betraten eine Wohnung und betraten dort gleich einen Raum.

Sah wie eine Wohnung aus, das Zimmer.

„Sie gehen wohl mit jeder Frau hierher“, meinte sie.

„Nur wenn sie hübsch ist. Hübsch wie Sie. Immer hab ich die Vorstellung, bei unpassender Gelegenheit krank zu werden. Was schlimmes fällt mich an. Aber an diesem Ort, in diesem Raum bin ich von dieser Vorstellung befreit. Hier nicht. Mit Ihnen wird mir das nicht passieren“,



sagte er. Er hielt sie am Arm. Ganz fest. „In diesem Raum“, sagte er, und seine Augen gingen für eine Moment hin und her, von einer Wand zur andern, „hier hat mich mal jemand vom Tod zurückgeholt“, sagte er.

Im Nu waren jetzt die Kleider weg. Sie zogen sich blitzschnell aus.

„Sie machen mich neugierig, ich will sehen, was Sie mit mir machen“, sagte die Tänzerin.

Eine Zeit später, sie verließen den Raum durch getrennte Türen, sie verließen das Haus durch getrennte Öffnungen.

Grau war es draußen geworden, der Himmel grau und matt, das Silber dort war

grau, matt und blind.

Der Schotterplatz, auf dem der Trödel ist, der markiert, hält das Ende der Stadt.

Der Platz vom Flohmarkt war leer, nur die alte Frau schließ, saß da noch im Campingstuhl.

Kam man von Süd-Osten, überquerte den Platz, spürte die Kanten des Schotters unter den Füßen, spitze Kanten unter den Sohlen, war es das erste, was man sah, die Alte im Campingstuhl, eine Decke auf dem Schoß und darunter die Beine in einer dunklen Hose.

Eine Knalltüte.

Der Wind trieb Schnipsel, klein gerisenes Papier, Fäden und Wolle über den Platz.

Eine Öffnung.

Mehrere noch ungeträumte Träume, ihr Erscheinen ist noch zu erwarten.

Ein dunkler Gang im Krankenhaus.

Dann das Helle, das Licht im Operationsaal.

Das Messer hat es eilig, das Messer Nummer fünfzehn.

Und dann wieder Hände.

Ein paar Stunden danach traf sich die Tänzerin wieder mit ihrem neuen Liebhaber. Eben hatte sie die Oper verlassen und war dort.

„Wie geht es Ihnen“, fragte er.

„Ich hab das Bild gefunden, Sie erinnern sich, das unglückliche Bild mit der Trompete; es stand in einem Schrank.“

„Dieser Spencer“, sagte der Mann, schüttelte den Kopf.

Jetzt brachte man ihnen Getränke, die Tür auf und von vorn, aus dem vorderen Teil der Wohnung brachte man ihnen

was zum Trinken.

Eine junge Frau brachte den Tee.

Auch die Beine dieser Frau waren ganz passabel. Und das Muster ihrer Strümpfe war ganz verrückt.

Sie hatte schöne, lange Beine.

Der Mann, der Mann und die Fahrerflucht.

„Ich führ ein Leben; das hier ist ein besonderer Ort, aber da hab ich Ihnen ja schon gesagt“, sagte er.

---

„Was machen sie?“, fragte Luis.

„Tee trinken sie“, sagte das Mädchen, sie sagte: „Gleich eingegossen hat er.“

Sie fragt: „Hätt ich das machen sollen? – Aber er ist mir zugekommen, er hat mir gleich die Kanne aus der Hand genommen. Er hat so schnell eingegossen, ich konnte nichts machen.“

„Oh, dieser Frolic“, sagte Luis.

Nun wissen wir es, das war also Frolic da drinnen, der Mann, der da drinnen mit der Tänzerin war, Frolic hat die Fahrerflucht gemacht. – Vielleicht hatte er sie auch nicht gemacht. – Er war vielleicht gar nicht der Fahrer gewesen. – Vielleicht hatte ein anderer die Fahrerflucht gemacht. – Und Frolic hatte vielleicht nur was gesehen.

Er hatte was gesehen und daraus eine Strategie gemacht.

Luis hatte eben was genommen, ein Stück gefüllte Schokolade.

Das Mädchen, Marcella, sie war noch viel zu jung für eine Frau, oben auf den Armen ein dunkler Fleck und die Gänsehaut, gleich da, wo das Shirt zu Ende kam,

da war ihre Haut blau und etwas geriffelt, es war etwas kühl draußen und auch drinnen, Luis gehörte der vordere, der größere Teil der Wohnung, fünf Zimmer, es war kaum geheizt, er schob die Pralinenpackung zur Seite, die Schokolade auf dem Tisch; und Marcella ging weg, und er sah sie und der Hintern der Jungen in der Hose war Praline.

Luis schüttelte den Kopf.

Ihm gehört der weiße Lieferwagen.

Aber es gibt noch mehr Leute in der Stadt, die einen weißen Transporter fahren.

Das Messer Nummer 13.

Ein Schrank.

Und hundert Prozent, hundert Prozent Schoko.

---

Nun gut, zwei Wochen waren vergangen, mehr dürften es nicht gewesen sein.

Nun gut, die Tänzerin hatte den Ehebruch bereits vor der Ehe erbrochen, ein zartes Stück, jetzt sah man sie, wie der Arzt, Doktor Spencer, der gute Doktor Spencer, vom Krankenhaus sie zur Trauung führt; sie heiraten auf dem Flohmarkt. Hier haben sie den Altar gefunden. Gleich neben dem Angebot mit den Briefmarken.

Und den Priester.

Pasteur, ein Priester, der auch einen Dokortitel hat.

Er war ein Wissenschaftler.

Doktor Pasteur.

„Es ist Ostwind, Spencer, kommen Sie her, Doktor, bei Ostwind nehm ich die Trauungen am liebsten vor“, sagte Pasteur.

Eben wachte die Frau auf, die alte Frau, vor zwei oder drei Wochen war sie eingeschlafen. – Jetzt waren ihre Ruhepausen so lang, jetzt im Alter.

Okay, das war alles am Ende der Stadt, auf dem zur Hälfte asphaltierten, halb geschotterten Platz.

Schokolade, Glasur. Die Packung leer. Er nahm eine neue. Luis war nicht auf der Trauung.

Aber Frolic war da, der stand zwischen den Leuten, grinsend, stand eng zwischen den andern, sah zu, wie die Trauung voranging.

Spencer stand vorn mit seiner Braut.

Wer hat all die Briefmarken geleckert? – Es waren sicher mehr als zehntausend.

Die alte Frau fragte: „Was ist denn los?“

„Eine Hochzeit, Tante Sledge, bei den Briefmarken wird geheiratet.“

„Und Pasteur? Nimmt Pasteur die Trauung vor? Pasteur. Wenn er es macht, wird alles gut.“

„Ja, Frau Sledge, Pasteur, Pasteur. Pasteur macht es.“

Eben wurden die Ringe getauscht. – Man hörte den Klang des Metalls.

---

Luis war nicht dort. Eines seiner Beine lag lang über denen von Marcella, sie saßen vorn zusammen in dem Raum zur Straße hin. Die meisten der Räume sehen zur Straße. Luis sah ihre Gänsehaut.

„Ist dir kalt?“, fragt er.

Marcella verneinte.

Fest nahm er sie, zog sie. Zusammen saßen sie im Sessel. Neben ihnen war

der Tisch.

Und Holz, kubanisches Holz. Das waren die Schlegel.

Irgendwo wurde getrommelt, auf dem Wellblech.

Eine weiße Musik. Okay. Das war vormittags um elf.

Luis, er sah, er hob den Stoff des Ärmels, sah, dass auch die Haut drunter in den gekräuselten Runzeln lief.

„Wenn es dir kalt ist, zieh dir doch was an, verdamm!“

Er stieß sie weg.

Heftig kam der Stoß, grob, sie erwachte wie aus einem Traum.

„Wo ist Frolic, kommt denn Frolic heut nicht?“

„Wo ist Frolic, wo ist Frolic“, äffte Luis ihre Stimme nach, „Frolic ist nicht da, du weißt doch, was heut für ein Tag ist“, sagte Luis.

Luis war ein großer, schlaksiger Mann, kurzes Haar, zwei tiefe Furchen liefen durch sein Gesicht. Auf beiden unteren Armen traten die Adern dick und dunkel aus der Haut, große Pipelines aus der dunklen Haut und auch die Fingernägel an jeder Hand waren ungewöhnlich dick.

Hier im Erdgeschoß bewohnte er mit dem jungen Mädels den größeren Teil der Wohnung, fünf Zimmer, fünf Zimmer, dahinter hatte Frolic sein Nest. Aber Frolics Angebetete war heut nicht da, Frolic auch nicht, Frolic war heut auch nicht da, wahrscheinlich würde er heut nicht zum Übernachten kommen, vielleicht würde er heute hier nicht übernachten.

Vier Briefe waren heut im Kasten gewesen, früh, was heißt Briefe, Reklame

war es gewesen.

Und es war ohne Marken. Es gab nur noch Stempel.

Luis, Luis und seine Wut, Luis war wütend.

Wer will eine Trompete kaufen? – Welcher Arsch?

Das große Zimmer hier war schön, Bilder gab es, man sah die Pyramiden von Mexiko, man sah halbtote Leichen, man sah ein Maschinengewehr und eine Eisenbahn.

Aber keine Trompete.

Luis war an diesem Nachmittag sehr wütend, er setzte sich in den Lieferwagen, fuhr weg.

„Bist du allein“, sagte Frolic, er kam rein, etwa schon zwanzig Minuten später, er ging komisch. Und auf dem Jackett war ein Fleck. Ein großer Fleck. Er stolperte sogar, als er in Wohnung kam.

Er kam von der Straße herein.

Um ihn war eine Wolke, eine Art von dunkler Luft, von dunklem Saft.

Dann setzte er sich auf Luis' Stuhl. Das tat er sonst nie. Er ächzte jetzt, wie ein alter Mann, der er nicht war. Er sah sich sogar um, das tat er sonst nie.

„Marcella, ich hab den Tanzsalon angesteckt, er brennt, alles steht in Flammen dort in der Oper im Moment, ein starkes Feuer. Die Oper brennt, hu, hu! Man glaubt, man ist in Mexiko, so heiß ist es da, die Hölle im Moment. Aber wo ist Luis, ich muss ihn unbedingt sprechen? Ist er nicht da?“

„Er ist mit dem Lieferwagen weg, Herr Frolic“, sagte sie.

„Ist es wahr, Herr Frolic, dass ich eine Brille brauch?“, sagte sie.

Marcella stand noch immer in der Nähe der Tür. Von Frolic ging ein strenger, scharfer Geruch aus. Der kam bis zu ihr. Sie war nicht näher gekommen. Beide Hände hielt sie auf dem Rücken. Auf dem Tisch stand die Schachtel mit den Pralinen. Der Deckel war nicht richtig drauf, das hatte Luis getan. Nicht richtig drauf.

Man sah eine Reihe der Pralinen, Schoko an Schoko.

Der seltsame Frolic nahm den Deckel ganz ab.

Mit dem Mittelfinger schob er ihn zur Seite.

Man sah eine ganze Reihe der Pralinen.

„Sie wissen doch, was heut los war, das konnt ich mir doch nicht entgehen lassen auf dem Trödel, die alte Frau Sledge war auch da, gerade als es losging, wurde sie wach, natürlich hat sie nicht begriffen, was los war, und ich musste ihr alles erklären.“

Zwischen zwei Fingern hielt Frolic eine Praline.

Zwischen zwei Fingern hielt er eine Praline.

„Eine Sehhilfe, schauen Sie“, sagte er.

Er drückte mit zwei Fingern den Augapfel nach innen, und setzte die Praline ein, ein rundes Stück Schokolade.

Die Spitzen der Brust der jungen Marcella fingen zu zittern, gleich zu vibrieren an.

Die Banditen, und dann der Tee, heißes Wasser kam über die silbrigen, trockenen Blätter der Pappeln.

Ein Laken wurde straff.

Und dann noch mal, noch straffer.

Auf dem Tisch war die Schokolade, auf dem Bett war das Laken.

Und auf Frolics Jackett der große Fleck.

Hier in Luis' Wohnung wurde der Fleck noch größer.

Fünf Uhr war es nun, Nachmittag.

Womit niemand gerechnet hatte, Frau Sledge war aufgestanden, nach diesem langen Schlaf, die rot-blaue Decke unter dem Arm gerafft, die für gewöhnlich

über ihren alten Knien lag, hatte sie den Platz überquert, war hinüber gegangen zum Dammweg gegangen, der lag etwas höher, ein paar Meter, wo die Pappeln standen; da war sie jetzt.

Hier saß der Priester Pasteur bei einem Gericht aus grünem Spargel.

Frolic fand kaum Vergnügen an dem dünnen Körper der Marcella, sie war auch viel zu jung, dennoch ließ er sich ein mit ihr in überhitzter, seltsamer Glut.

Frolic war eher klein als groß, mit einem deutlich sichtbaren Ansatz von Bauch.

Seine Gedanken wie seine Nerven waren im Körper wie ein Netz. Ein weitaufgespanntes Netz.

Er streifte die Schuhe ab, war barfuß.

Das mit den Schuhen, das konnte davor oder auch schon danach gewesen sein.

Wieder das Holz auf das Blech.

Immer wieder war von einem Schrank die Rede.

Und von einem Bad.

Von fünf Zimmern und von einem dazu passenden Krankenhaus.

All das ist nutzlos.

„Wie geht's, Herr Pasteur, was machen die Kartoffeln?“, fragte Frau Sledge.

Herr Pasteur hob erstaunt den Kopf. – Er war gar nicht so alt.

„Sie haben immer den Garten, es ist rührend, wie Sie sich um ihn kümmern“, sagte Frau Sledge und ihre Stimme klang gut.

„Es ist egal, was man pflanzt, Frau Sledge, diese Erde ist so fruchtbar, hier wächst alles“, sagte der Doktor Pasteur.

Auch im Garten, zwischen dem Grün der Pflanzen lief er schwarz rum im Ge-



wand des Priesters.

Die Religion hatte ihn zum Wissenschaftler gemacht.

„Haben Sie was vom Bild mit der Trompete gehört, Herr Pasteur? Frolic hat mir heute morgen davon erzählt“, sagte die alte Frau Sledge; sie war jetzt zum Zaun gekommen, der den Garten abschloss und gleichzeitig die Grenze des Platzes war, auf dem die Märkte stattfanden; nah an den Zaun gekommen war die Frau Sledge.

„Frolic können Sie nichts glauben, das Bild ist im Augenblick im Besitz von Doktor Spencer. Was ist damit, wollen Sie es mal sehen?“

„Ich wollt mich von Doktor Spencer untersuchen lassen.“

„Spencer ist Chirurg, er macht keine Untersuchungen, macht er nicht, er arbeitet nur im Krankenhaus, ein Hausarzt ist er keiner, das kommt für Sie gar nicht in Frage“, sagte der Priester.

Auch er war jetzt an den Zaun gekommen, noch immer blies der Ostwind.

Da stand Pasteur, er war ebenfalls ein großer Kerl.

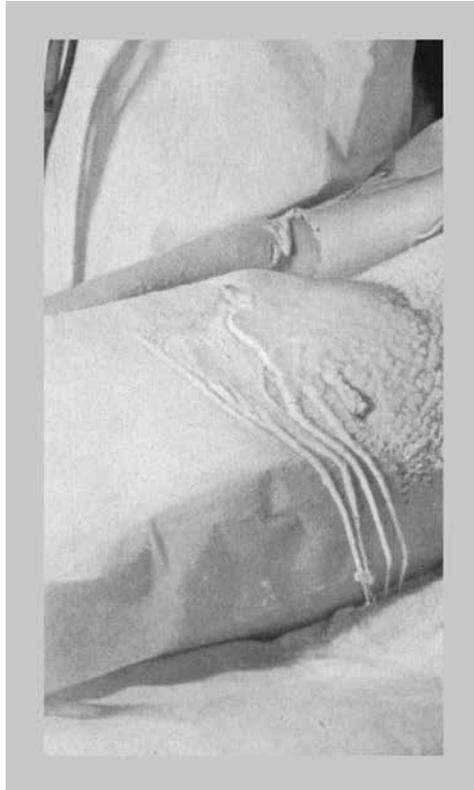
Er trug eine Waffe, unter dem Priestergewand trug er eine Waffe.

Frolic war einmal bei einer Eisenbahnfahrt in Mexiko überfallen worden. Hoch oben im Gebirge. Er war schwer verletzt gewesen. Einer der Banditen hatte Mitleid gehabt und hatte ihn schwer verletzt zu Luis gebracht.

Hier erfolgte ‚Erste Hilfe‘.

Gut. – Alles andre wird noch zu ermitteln sein.

Und Frolic.



Frolic, immer wieder hörte er im Schlaf das Schnaufen der Lokomotive.

Er erlaubte nicht, dass Marcella das Shirt auszog, so ein dünner Körper darf ihm nicht vor den Augen sein.

Eine weiße Haut wie ein Himmel, doch die Haut voll mit Streifen; und die Haut mit Fleisch gefüllt.

Das war ekelhaft.

Für Frolic war das ekelhaft.

Die Streifen waren rot und ein paar Minuten später schon blau.

Frolic zog sich später, als er erschöpft am Einschlafen war, die Decke der alten Frau Sledge über den Kopf.

Das konnte natürlich dem Priester über-

haupt nicht gefallen.

Und es war ein Glück, dass gerade Luis kam.

Gegen acht Uhr betrat Luis wieder die Wohnung.

---

Was für ein winziger Fleck Erde; und doch ist er so fruchtbar.

Jetzt war es schon sechs Tage und dann sechs Wochen, Wochen, seitdem dass Spencer nicht mehr zum Dienst im Krankenhaus erschien, wahrscheinlich war er beim Brand der Oper ums Leben gekommen.

Marcella hatte gerade aufgeräumt, als Luis heimkam.

Der Frühling war gerade warm gelaufen, und der Frühling gab auch dem Herbst noch was ab von der Temperatur.

Es war Herbst.

Da kam also Luis.

Marcella hatte kein Zimmer, ihre Schminksachen standen nur in einer kleinen Schachtel beim Bett vom Luis.

Da, die winzige Dose, da drin war alles.

Manchmal trug sie nur eine Krawatte.

Die Krawatte eines Herren.

Es war kalt, immer kalt im Zimmer; sie ging auf den Fersen und nur die Krawatte tragend ging sie vor der Lokomotive her.

Die Banditen fuhrn erster Klasse.

Hallo.

Das Hochland war voll, voll mit Menschen.

Voll mit Leuten.

Voll mit Menschen natürlich.

Pasteur schloss den Garten ab.

Am Schloss an der Tür lag dann eine

Kette.

Das war kein Schmuck, das war Notwendigkeit.

Luis kam, er schien noch immer wütend, aber doch nun was beruhigt. – Er legte den Schlüssel des Lieferwagens auf den Tisch.

„Marcella, du sollst mehr auf dein Äußeres achten“, sagte er.

Gedeutet wurde nur mit einer Bewegung eines Fingers.

Sie sagte: „Gestern hast du gesagt, ich brauch eine Brille, heute sagst du, ich soll auf mein Äußeres achten!“

„Komm her“, sagte er. – Auf einmal nahm er sie in die Arme, hielt sie schon und küsste sie.

Er tat das zärtlich.

„Er ist doch heimgekommen, er hat von den Pralinen genommen, Luis, bevor ich die Schachtel weg tun kann, vom Tisch, hat er sie schon aufgemacht“, sagte sie.

„Schon gut, es ist okay“, sagte Luis. – Er ließ sie los, er machte eine schnelle, harmlose Bewegung mit der Hand. – Jetzt, da er sah, wie es um die Dinge stand, war er ganz ruhig.

Draußen auf der Straße schimmerte ein Licht gelb.

„Komm“, sagte er, „nein, nicht hier, nicht in den Sessel, setz dich auf den Stuhl“, sagte er.

Jemand pflügte den Himmel, jemand zog Furchen, breite Furchen in den Himmel mit einem großen, hypermodernen Pflug; gleiche mehrere, gleich mehrere dieser Pflugscharen liefen, setzten eine Furche neben die andre.

Pasteur schaute zum Himmel, vom Sil-



ber der hohen Pappeln geblendet.

Seine Hand war nun hoch vor den Augen, ein Schutz vor dem Silberlicht.

„Schreib“, sagte Luis, „schreib ein ‚L‘.“  
Marcella schrieb ein ‚L‘.

„Schreib“, sagte Luis, „schreib ein ‚I‘.“  
Marcella schrieb ein ‚I‘.  
„Schreib“, sagte Luis, „schreib ein ‚E‘.“  
Marcella schrieb ein ‚E‘.  
„Schreib“, sagte Luis, „schreib ein ‚B‘.“  
Marcella schrieb ein ‚B‘.  
„Schreib“, sagte Luis, „schreib nochmal ein ‚E‘.“

Marcella schrieb ein ‚E‘.  
„Buchstabier“, sagte Luis.  
Marcella sah Luis an und fragte: „Und was soll das jetzt?“

Sie sah Luis lächeln.  
Eine leichte Bewegung seiner Hand.  
Luis setzte den Pflug an, zog eine neue Furche.

Pasteur, er lag in der Furche. – Früher Morgen war es.

Pasteur, es war im Hochland. Gerade donnerte der Zug vorbei und am Fenster sah er – ganz schemenhaft – das Gesicht von Frolic.

Frolic.  
Pasteur, aufgestanden, er klopfte sich den Staub von der Hose.

Da war schon ein Haus und da war eine Frau.

Da war der Rand vom Feld.  
Und auf stand er mit der erstaunlichen Selbstverständlichkeit einer aufgekeimten, einer vormals ausgesäten Frucht.

Kaum erhoben war Pasteur schon unterwegs zu diesem Haus. – Zimmer gab es, auch dieses Haus, aber ganz ärmlich mit der Einrichtung.

„Hallo, ich bin Pasteur. Ich bin der Priester.“

„Komm doch rein.“  
„Ja, zum Tisch“, sagte er.

„Ich hab ne Doktorarbeit geschrieben, ein Manuskript, über hundert Seiten, hundertsiebenundvierzig, um genau zu sein. Die Doktorarbeit ist fertig, ist im Zug unterwegs nach der Hauptstadt.“

Mexico City.  
„So, ein Manuskript, Frolic, er fährt jeden Tag mit dem Zug, er schaut hierher aus dem Fenster, er schaut zu mir und er macht dabei obszöne Gesten“, sagte die Frau.

„Obszöne Gesten? – Das ist das Thema meiner Doktorarbeit!“  
Erschöpft der Priester Pasteur auf den Stuhl.

Er saß da jetzt.  
Er sah jetzt auf den Tisch.

„Was ist das für ein Werkzeug?“, fragte er.

„Das ist das Besteck eines Arztes. Mein verstorbener Mann war Arzt. Dieses Operationsbesteck ist das einzige, was er mir hinterlassen hat. Ich bin eine ganz arme Frau.“

Pasteur, die Augen, als religiöser Mensch, der er nun mal war, das was hier geschah und in Folge des eben Gehörten ging er sofort ins Traumbild.

Er schloss die Augen.  
„Ein Totenschädel, aber in der Größe einer Erdnuss“, sagte er. Er hielt die Augen geschlossen und die Finger zur Faust; hier hielt er fest die visionäre Nuss.

„Wir hatten mal nen Maler in der Stadt, er hat Trompeten gemalt“, sagte er.

Die Senjora aus dem Hochland hörte zu.

In Hypnose, hypnotisiert von seiner Vision saß Pasteur am Tisch.



„Was hast du vor, wo willst du hin?“, das sagte die Frau zu ihm.

Aus weiter Ferne kam die Stimme zu ihm.  
„Hast du was zu nähen, was zu flicken, was zu stopfen, es kostet kein Geld, für dich mach ich es umsonst“, sagte sie.

Pasteur, der fremd war hier in Mexiko, saß mit geschlossenen Augen und unbeweglich am Tisch.

„Verdammt, was machst du? Beweg dich, verdammt!“, schrie sie.

Die Blätter der Pappeln waren fliegend, waren zu Flügeln von Fliegendem, Fliegendem, das überall war.

Zu Fleisch geworden krochen die Worte auf dem Parkett vom Trödel.

Da war die Maschine, die den Lärm macht, eben angestellt presste sie Luft. Geknüpkeltes.

Und die Frauen von Samuel, hundert-siebenundvierzig, Samuel war der Meister der Lok, aus Eisen war er wie die Lok und ganz Mexiko gehörte ihm und seine Frauen konnte man einzeln kaufen oder auch im Paket.

Die Doktorarbeit, sie begann damit, im Alphabet gab es einen Buchstaben, der so groß war, dass er gleich schon vorn eine ganze Seite füllte.

Pasteur, Pasteur. – Pasteur war sich nicht bewusst, welchen Eindruck seine geschlossenen Augen, die Unbeweglichkeit seiner zur Faust geballten Finger hinterließen.

Schmerz.

Ein Teil des Selbstvertrauen.

Nicht das Gegenteil davon.

Der Knoten der Krawatte.

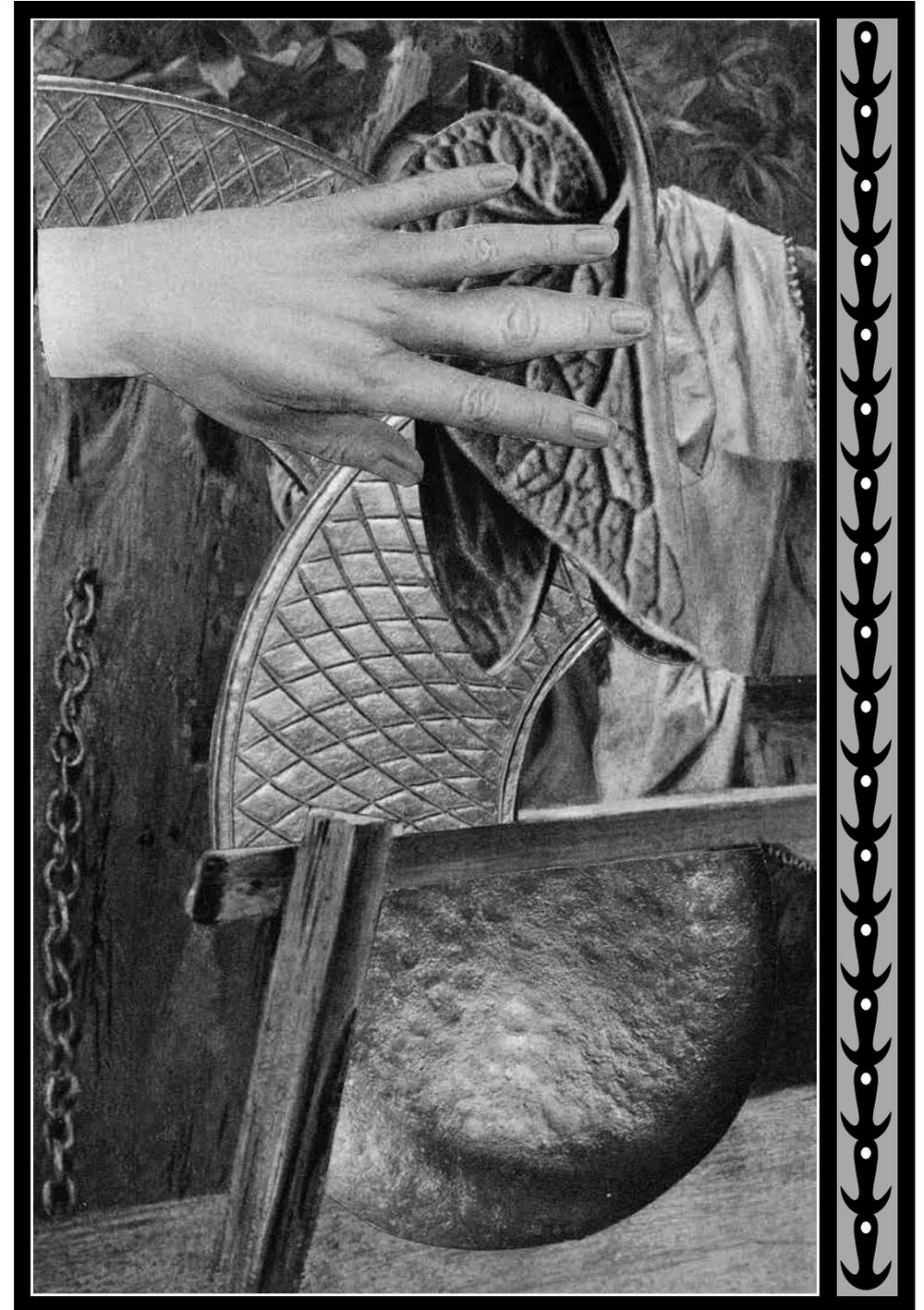
Nicht zu fest.

Der Frühling umschlungen vom Herbst.

---

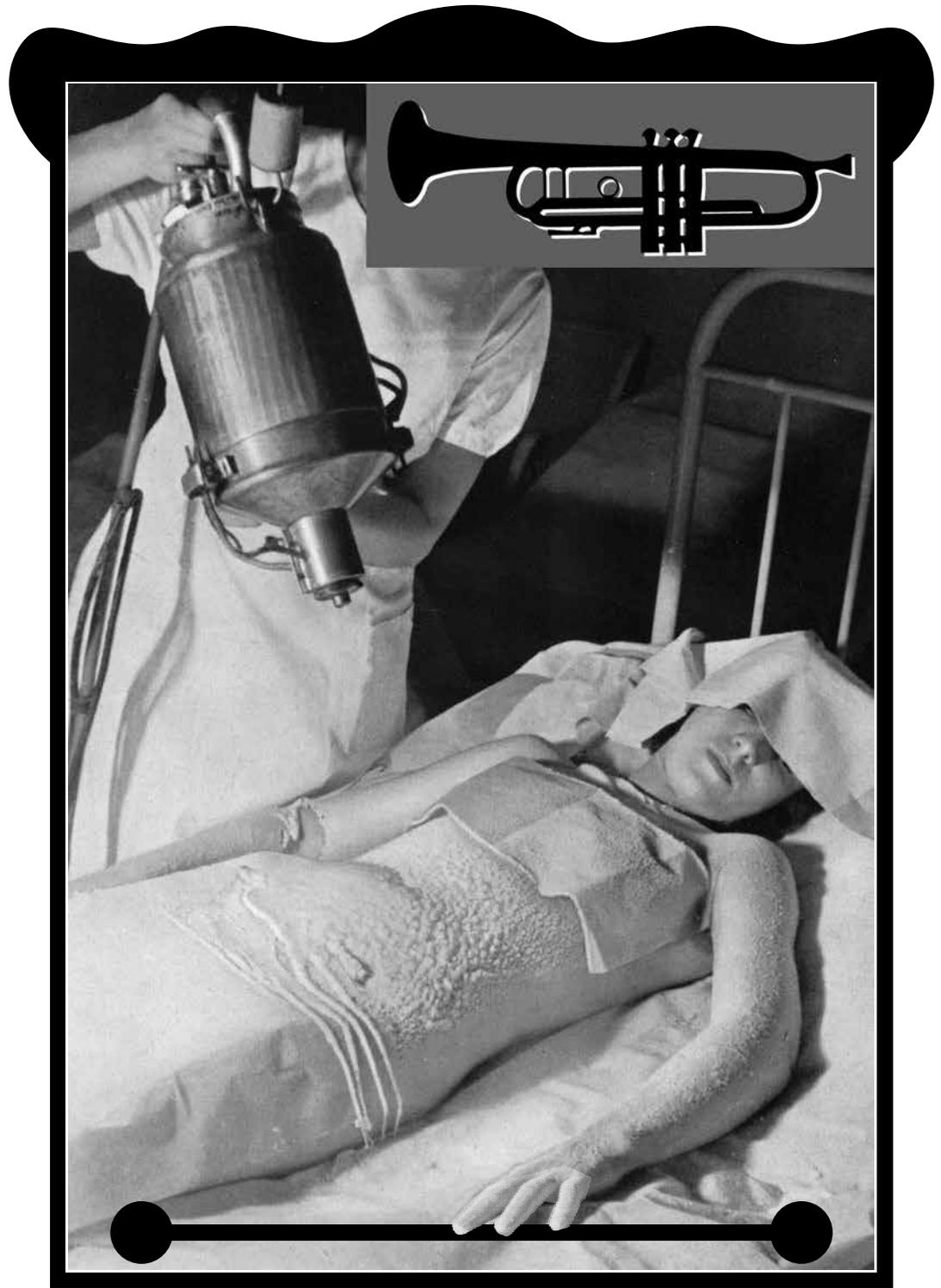
„Wo kommen die Blaubeeren her?“, fragte Luis.

„Von Pasteur, Pasteur war hier, er hat die Schüssel mit den Blaubeeren gebracht“, sagte Marcella.





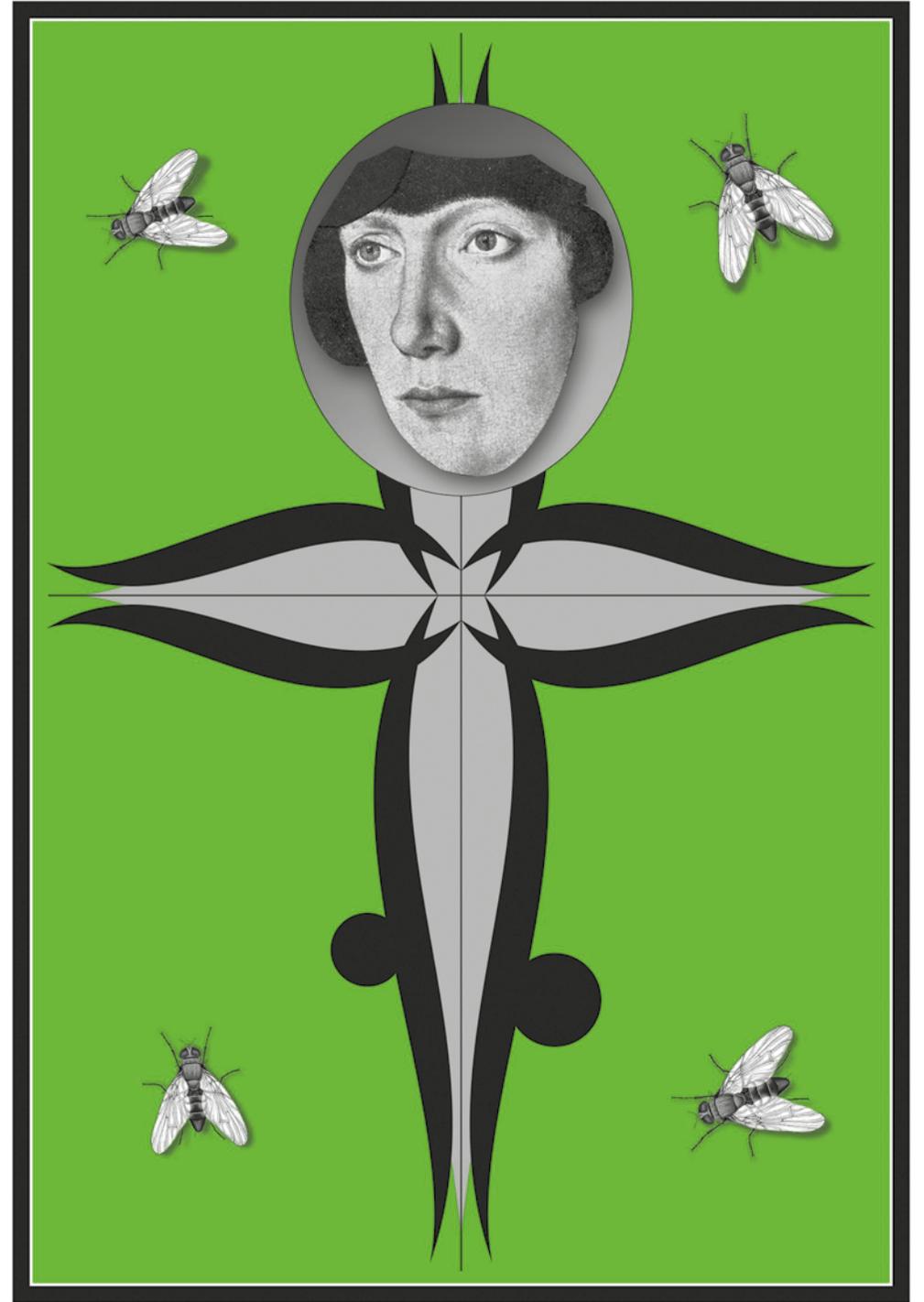
74



75



76



77



**STACY BLINT** entwarf die Umschlagseiten für dieses Heft.  
Hierfür ganz besonderen Dank!

[stacyblint.com](http://stacyblint.com)  
[disappearingbooks.com](http://disappearingbooks.com)



**CONNY'S NAHELÄDCHEN** in der historischen Altstadt  
bietet regionale Köstlichkeiten – die Chefin Conny Dhonau.

[nahe-laedchen.com](http://nahe-laedchen.com)



**PETER DECKER**  
GRAFIK · PRINT · SCREEN



**SUSANNE DECKER**  
DIE BLUME

Gartenstraße 11 · 55593 Rüdesheim

*Werner Müller*  
FRISÖRMEISTER



Mannheimer Straße 58

Café Bistro  
**Käuzchen**



Mannheimer Straße 66

**ILONKA HOBACH**



web-design-ip.de

**CONNYS NAHELÄDCHEN**



Mannheimer Straße 14

**WERKRAUM**  
ELFI BRANDT

Schuhgasse 13

*Kostas Taverne*



Hochstraße 16

**TABERNA LIBRARIA**  
ANTIQUARIAT

Mannheimer Straße 80

**SCHMITTENSTOLLEN**  
BESUCHERBERGWERK



Matthias Harke

**CHRISTEL BITTMANN**  
MALATELIER

Magister-Faust-Gasse 24

**CAESAR**



passionate wordpress trainee

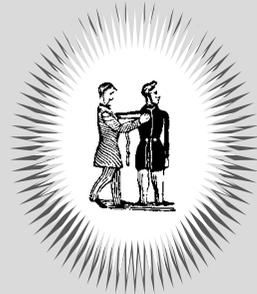
**teamdruck**



**SCHAUFENSTERMUSEUM**  
ELEKTRIFIZIERUNG DES ALLTAGS  
PROF. KURT JOHNEN

Lämmergasse 26

Carmen Maria Thomas



**Dank den Freunden  
und Förderern**

| Hata | KD | Markus | Peter | Herbert |

**MACH EBBES**  
KULTURHAUS  
CÄCILIA & JOSEF BRANTZEN

Mannheimer Straße 55

*Eiscafé Emilia*  
Josefine & Hrachik Kelejian



Mannheimer Straße 67

**DAS SPRECHZIMMER**  
THOMAS DONAHUE  
WOLFGANG WOBETO

Jahngasse 5

**Besonderen Dank an Fred Lex**  
+  
**Special Thanks to Stacy**

**WALTER BRUSIUS | ATELIERHEFT NO. 23**

# IMPRESSUM

UMSCHLAGGESTALTUNG . . . . . Stacy Blint

ZEICHNUNGEN . . . . . Fred Lex

HEFTGESTALTUNG . . . . . Peter Decker

TEXTE UND COLLAGEN . . . . . Walter Brusius

DRUCK . . . . . team-druck gmbh

Die Atelierhefte sind erhältlich im Antiquariat Taberna Libraria, Mannheimer Straße 80,  
und in Conny's Nahelädchen, Mannheimer Straße 14, beide in 55545 Bad Kreuznach.

Kontakt Fred Lex . . . . . [tinyurl.com/fredlex](https://tinyurl.com/fredlex)

Kontakt Stacy Blint . . . . . [stacyblint.com](https://stacyblint.com)

Kontakt Peter Decker . . . . . [pede-sign.de](https://pede-sign.de)

Kontakt team-druck gmbh . . . . . [team-druck.de](https://team-druck.de)

Kontakt Taberna Libraria . . . . . [antiquariat-bad-kreuznach.de](https://antiquariat-bad-kreuznach.de)

Kontakt Conny's Nahelädchen . . . . . [nahe-laedchen.com](https://nahe-laedchen.com)

